

Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde.

Organ

der

Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg

und der

Gesellschaft für Sammlung und Konservierung
von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums in Wien.

Heft XX.

Jahrg. 1906, Heft 4.

Die Juden in Teheran *)

von M. Abeshus.

Im Auszuge übersetzt von Dorothea Weissenberg, Elisabethgrad.

Die jüdische Bevölkerung der Hauptstadt von Persien zählt zirka 5000 Köpfe. Fast die ganze jüdische Bevölkerung von Teheran wohnt in einem eng begrenzten Stadtteile *Mahala-Djuhudi* (Jüdisches Viertel) genannt, das aus etwa 450 Häusern besteht,

*) Die ersten fünf Hefte der russisch-jüdischen Monatsschrift „Wos'chod“ v. J. 1904 enthalten eine Abhandlung von M. Abeshus (der Name kann auch Abeshus lauten, da die russische Schrift den Laut h nur durch den Buchstaben g wiedergeben kann) über die Teheraner Juden, in der ihr Leben und Treiben von allen Seiten beleuchtet, vor allem aber ihre Sitten und Gebräuche geschildert werden. Der Verfasser, der mehrere Jahre in Persien gelebt hat (oder dort noch lebt?), hat vor den im Fluge das Land durchstreifenden Reisenden den Vorzug, der persischen Sprache mächtig und ein gründlicher Kenner von Land und Leuten zu sein. Selbst Jude, besitzt er bei aller warmen Teilnahme an dem Schicksal seiner Glaubensgenossen doch so viel Objektivität, dass er auch die Schattenseiten ihres Charakters nicht übersieht und verschweigt. Bedenkt man, wie wenig wir über die aussereuropäischen Juden wissen, da gerade die jüdischen Reisenden des verflossenen Jahrhunderts sich am wenigsten für sie interessierten und die kargen bei anderen Reisenden hier und da begegnenden Mitteilungen durch Unkenntnis oder Uebelwollen entstellt sind, so muss man die zwischen chauvinistischer Ueberhebung und geringschätziger Voreingenommenheit die richtige Mitte einhaltende Abhandlung des Herrn A. als die erste jüdische Monographie über die Juden des Orients freudig begrüßen und ihr im Interesse der Sache möglichst viele und baldige Nachfolger wünschen.

Um diese gründliche Arbeit den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, habe ich meine Frau veranlasst, sie aus dem Russischen zu übertragen, wobei bloss dasjenige weggelassen wurde, was für die Volkskunde im allgemeinen und die der persischen Juden im besondern ohne Belang ist.

Dr. S. Weissenberg.

die aber nicht alle von Juden bewohnt werden, da dazwischen auch Perser wohnen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand das jüdische Viertel auf dem gegenwärtigen Platze ganz zufällig, indem einige von den ersten jüdischen Ansiedlern besetzte Häuser den Kern zu seiner Begründung bildeten. Uebrigens wird die Erweiterung der Grenzen des jüdischen Viertels nur mit Mühe erlangt. Die Perser vermieten ihre Häuser niemals an Juden: nach den Begriffen der Schiiten, die in dieser Beziehung den toleranteren türkischen Sunniten bei weitem nachstehen, wird das Haus, das Gerät und jeder feuchte Gegenstand oder derjenige, der feucht werden kann, rituell unrein (*nadjes*), sobald ein Andersgläubiger ihn angerührt hat. Deshalb können die Juden nur in Juden gehörenden Häusern wohnen. Eine Ausnahme bilden in dieser Beziehung die einzelnen in Teheran weilenden europäischen Juden, die unter den anderen Europäern im Nordviertel wohnen.

Die Perser verkaufen sehr bereitwillig den Juden ihre Häuser, die sich in der Nachbarschaft des Judenviertels befinden, da der Jude, gezwungen nur solche Häuser zu kaufen, viel teurer zahlen muss als der Perser, der auch an einem anderen Orte ein Haus kaufen kann. Bei der Ausfertigung des Kaufkontraktes wird der jüdische Käufer gewissenlos ausgebeutet, da der Mollah (muhammedanische Geistliche), der als Zeuge des Kaufbriefes gedient, der Schreiber, der den Kaufbrief geschrieben, und verschiedene andere Leute bezahlt werden müssen: der eine als Mollah, die anderen, weil sie Theologieschüler, die dritten, weil sie *Seiden*, Muhammeds Nachfolger usw. sind.

Vor einigen Jahren kaufte ein Metzger ein Haus in einem an das jüdische Viertel stossenden Gässchen und musste dafür 2000 Tumans ¹⁾ zahlen, während der gewöhnliche Preis eines solchen Hauses in dieser Gegend nicht mehr als 1200 Tumans beträgt. Aber kaum in sein Haus eingezogen, wurde er von den Persern ausgeplündert, weil sie keinen Juden als Nachbar haben wollten. Der Unglückliche war gezwungen, aus seinem eigenen Hause zu fliehen. Das Haus blieb eine Zeitlang leer, und erst nachdem noch einige Juden in der Nachbarschaft Häuser gekauft hatten, wurde es ihm möglich, von seinem Eigentum Gebrauch zu machen.

Solche Verhältnisse zwischen Persern und Juden zwingen die letzteren, sich in einem besonderen Viertel zusammenzupferchen, dessen Grenzen mit dem Wachstum der Bevölkerung sich zwar erweitern, aber, wie gesagt, mit grösster Mühe. Wie man sieht, entspricht das jüdische Viertel dem mittelalterlichen

¹⁾ Ein Tuman oder Toman im Werte von ungefähr 3 Mark 50 hat 10 Kran zu 20 Schai.

Ghetto nicht und ist nur Ausfluss der religiösen Unduldsamkeit der Perser. Seitens der Juden wurden und werden auch jetzt Versuche gemacht, sich ausserhalb der Grenzen des Viertels niederzulassen. Vor etwa 35 Jahren umzog der Schach Nassreddin Teheran mit einem neuen Graben, der die Stadt bedeutend erweiterte; in den so neu gebildeten Stadtteilen verkaufte die Regierung billig Bauplätze und einige Juden wagten es damals sich in einem der neuen Viertel, *Hassan-Abad* genannt, niederzulassen. Noch vor einigen Jahren sollen dort die Juden eine eigene Synagoge und einen eigenen Schächter gehabt haben, sie scheinen sich aber unter den Ihrigen im jüdischen Viertel doch behaglicher gefühlt zu haben, und die jüdische Ansiedelung im Hassan-Abad löste sich bis auf einige Familien auf. Unter den Juden, die im Hassan-Abad wohnen, gibt es viele sogenannte *Djeviden*, Neubekehrte, solche, die unter dem Drucke gewisser Umstände sich zur muhammedanischen Religion bekehrt haben, aber heimlich das Judentum ausüben.

Die Strassen im jüdischen Viertel sind schmutzig, erbärmlich und übelriechend. Mit Ausnahme der kleinen Gässchen, die an die Bazare anstossen, und in denen sich Kaufbuden und Werkstätten befinden, unterscheiden sie sich nicht von anderen Strassen im Armenviertel. Im nordöstlichen Teil des Viertels befindet sich ein kleiner unregelmässiger, von kleinen Kaufbuden umgebener Platz, fast gänzlich von einem Misthaufen bedeckt, der die ganze Umgegend mit seinen schrecklichen Ausdünstungen verpestet. Abends wird auf diesem Platze Brot und am Vorabend des 15. Schebhat werden dort Früchte verkauft.

In einem um diesen Platz laufenden Gässchen befindet sich die älteste Synagoge *Kenissah-Challe*.

Die einzigen, die sich dieses Platzes sowie der anderen annehmen, sind die Gemüsegärtner, die von Zeit zu Zeit den Unrat abführen, um ihn als Dünger zu verwenden; nur selten werden der Platz und die Strassen auf Kosten der Gemeinde gereinigt.

Die Hauptstrasse des Viertels ist die, welche die beiden Bazare verbindet. Sie ist deshalb immer von einer grossen Menschenmenge, Juden und Persern, Fussgängern und Reitern, belebt.

Fast jede Familie bewohnt ein besonderes Haus. Häufig wohnen Verwandte in einem Hause beisammen, was sich durch die hohen Mietpreise im jüdischen Viertel erklärt; und nur die ganz Armen mieten ein Zimmer oder einen Teil eines Hauses. Die üblichste Art, die Miete zu entrichten, besteht nicht in der Zahlung zu bestimmten Terminen, sondern darin, dass man dem Eigentümer eine gewisse Summe übergibt, deren Zinsen dem

Mietpreise entsprechen. Beim Verlassen der Wohnung wird die Summe vom Hausbesitzer zurückgegeben.

Die Häuser werden ohne Fenster zur Strasse gebaut. Durch ein niedriges Pfortchen tritt man in einen gedeckten Gang, der in den Hof führt. In der Mitte des Hofes befindet sich ein Wasserbehälter mit Goldfischen. Die Zimmer sind rings um den Hof gelegen und nur selten miteinander verbunden, so dass man aus einem Zimmer ins andere nur durch den Hof gelangen kann. Unter jedem Zimmer befindet sich ein entsprechendes im Souterrain, in diesem liegen Küche, Vorratskammer, Sommerwohnung usw., auch das Reservoir zur Aufbewahrung des Wassers.

Alle jüdischen Häuser setzen durch ihren Schmutz und ihre Unsauberkeit in Erstaunen. Sie werden nur sehr selten ausgebessert.

Die Fussböden in den Zimmern werden selten und die Wände noch seltener abgefeigt und sogar in den besten Häusern ist es keine Seltenheit, Spinnengewebe unter der Zimmerdecke zu sehen.

Die Fussböden der Zimmer sind mit Teppichen belegt, die ihre einzige Einrichtung bilden; auf ihnen wird gegessen, gegessen und geschlafen; nur selten wird das Mittagessen auf ein niedriges Tischchen gestellt, um welches sich die ganze Familie niederlässt. Nur in den letzten Jahren, seit der Eröffnung der Schule der Alliance Israélite sind Stühle gebräuchlich geworden, seltener auch kleine Tischchen.

Auffallend ist bei den persischen Juden ihre Vorliebe für Pflanzen, besonders für Blumen. Bäumen begegnet man selten in den Höfen, da diese ohne Bewässerung nicht gedeihen und das Wasser in Teheran teuer ist. In einigen Häusern werden jedoch sogar Zitronen- und Orangenbäume mit Erfolg gezogen, obgleich sie auf dem Hochplateau von Iran besondere Fürsorge erfordern. Im Frühling wird in jedem Hofe ein Blumenbeet mit einjährigen Blumen angelegt; in manchen Höfen sieht man Rosensträucher, gelbe Akazien, Schwertlilien und zu Ostern werden im Wasser aus Zwiebeln Narzissen und seltener Hyazinthen gezogen.

Es gibt keine Oefen in den Häusern. Das gewöhnliche Mittel zur Beheizung ist der *Mangall* d. h. ein Kohlenbecken.

Die jüdische Bevölkerung von Teheran leidet unter dem Mangel an Wasser, insbesondere an gutem Wasser. Infolgedessen gibt es für das ganze Viertel nur zwei Badeanstalten mit den traditionell-rituellen *Mikwaoth*, wobei, wie es im Osten üblich ist, keine besonderen Badeanstalten für Männer und Frauen existieren, sondern eine und dieselbe dient an bestimmten Tagen für Männer und an anderen für Frauen.

Der Schmutz und Unrat auf den Strassen und in den Höfen,

die Unsauberkeit der Wohnungen, der Mangel an gutem Wasser, die Zusammengedrängtheit, die Armut, der Mangel an Bildung und die schlechte Nahrung der Bevölkerung in Verbindung mit den Eigentümlichkeiten des Klimas — drückender Sommerhitze und Trockenheit der Luft — das alles macht das jüdische Viertel in sanitärer Beziehung zu einem der schlimmsten Teile der Stadt. Gastrische Erkrankungen, Zehrfieber, Typhus herrschen unausgesetzt, nicht selten entwickeln sich noch andere Epidemien, und die Sterblichkeit im Viertel ist erstaunlich gross. Unter solchen Verhältnissen fällt die grösste Sterblichkeit natürlich auf das zarteste Kinderalter. Man nannte mir Fälle, wo nicht unvermögende Eltern von zwölf Kindern zehn im zartesten Alter verloren hatten. Eine Mutter, die 4—5 erwachsene Kinder ihr Eigen nennt, gilt als besonders glücklich. Man kann diese Bemerkung übrigens auf alle Einwohner Persiens ausdehnen, da die gesundheitlichen Verhältnisse überall gleich entsetzlich sind.

Diese Zustände und die Unreinlichkeit erscheinen als Ursache auch vieler anderen Krankheiten. Fast jeder Jude, wie auch fast jeder Perser hat einmal in seinem Leben am *Saljek*¹⁾ (Aleppo-Knoten) gelitten. Wie überhaupt bei den Persern, so kommen auch bei den Juden sehr oft Krankheiten der Kopfhaut, Krätze, Grind usw. vor. Die verschiedenen Augenkrankheiten sind in hohem Grade verbreitet und führen nicht selten zu völliger Blindheit.

Infolge des Zusammenwirkens aller dieser Ursachen und besonders der schlechten und mangelhaften Nahrung stellt der Teheraner Jude einen in gesundheitlicher Beziehung vollständig entkräfteten, zur Abwehr der ungünstigen äusseren Einflüsse unfähigen Typus dar. Herr Nissim Löwi, der jetzige Direktor der Alliance-Schule, der im Viertel lebt, sagte mir einmal, dass ihm nirgends so häufig plötzliche Todesfälle begegnet seien wie bei den Teheraner Juden. Die Wirkung der traurigen Gesundheitszustände wird durch die Unwissenheit und den Fatalismus der Bevölkerung noch verstärkt.

Die Kleidung der persischen Juden unterscheidet sich nicht von der der inländischen Bevölkerung. In früheren Zeiten diente der grau-braune Turban als Unterscheidungsmerkmal der jüdischen Geistlichkeit, da damals in Persien jede Klasse und jeder Stamm seinen eigenen Kopfschmuck hatte; jetzt tragen in Teheran nur noch 3—4 Juden — die Schochetim und Soferim — diese Kopfbedeckung. Manchmal sieht man diesen Turban auf dem Kopfe eines zugereisten *Chacham*. Die übrigen Mollahs (so nennt man nicht nur die muhammedanischen, sondern auch die anderen Geistlichen) tragen gewöhnliche Mützen.

¹⁾ Vom persischen *Sal*, Jahr und *jek*, ein: einjährig.

Beim Eintritt in ein Haus oder in eine Synagoge legen die Juden, wie alle Orientalen überhaupt, ihre Fussbekleidung an der Schwelle ab.

Der grösste Teil der Juden rasiert den Kopf kahl. Die jüngere Generation beschneidet gern die Haare auf persische Art, d. h. hinten kreisförmig; nur wenige rasieren den Kopf auf die bei dem persischen gemeinen Volke übliche Art, nämlich in der Mitte oder auf dem Vorderteil des Kopfes. Die Mehrheit beschert den Bart und unter den Jüngeren begegnet man auch rasierten Gesichtern. Nur die Greise und jüdischen Mollahs lassen dem Bart sein natürliches Wachstum.

Die bei den Persern so verbreitete Sitte, Haar und Bart zu färben, wird bei den Juden fast gar nicht beobachtet. Die Frauen färben oft ihr Haar mit *Henna*, einer Pflanzenfarbe, die dem schwarzen Haare einen rötlichen Schimmer und dem grauen eine hellrote Farbe verleiht. Fast alle färben mit *Henna* die Nägel an den Händen und Füßen; die Frauen ausserdem noch oft die innere Handfläche und die Fusssohlen, was als Mittel gegen Schweisse dienen soll. Fast alle, besonders die Mädchen, schwärzen die Augenbrauen und verlängern sie so, dass sie über dem Nasenrücken verwachsen erscheinen (das Ideal der Schönheit bei den Einwohnern von Iran).

Charakteristisch für die persischen Juden ist das Fehlen der Schläfenlocken, die sogar die Geistlichen nicht tragen. Indem man den Kopf glatt rasiert, lässt man als Fortsetzung des Bartes nach oben je einen Haarbüschel zurück, der bis hinter das Ohr reicht. Aber das ist eine allgemein, auch bei den Persern, verbreitete Sitte, die nichts spezifisch jüdisches an sich hat.

Obgleich, wie schon bemerkt, die Juden dieselbe Kleidung wie die Perser tragen, kann man dennoch die ersteren sogar unter der Menge leicht erkennen, da die allgemeine Unsauberkeit und Nachlässigkeit in Kleidung und äusserer Erscheinung den Juden scharf und unvorteilhaft hervorhebt.

Die Ernährung der Juden ist sehr unzureichend: sogar die Wohlhabenden sehen selten Fleisch auf dem Tische und die Armen leben wochenlang, ohne Fleisch oder sonst irgend eine warme Speise zu geniessen. Es gibt Tage, an denen die jüdischen Metzger kein Vieh schlachten, z. B. im Sommer an Sonntagen, weil am Samstag fast alle Fleisch gegessen haben und daher für den Sonntag keines mehr kaufen würden. Fleisch ist verhältnismässig teuer, nicht nur deshalb, weil es zugunsten der Gemeinde besteuert wird, sondern noch aus dem Grunde, weil das „tref“ befundene Fleisch dem Metzger grossen Verlust bringt. Die Perser kaufen es nicht, weil es nach den religiösen Begriffen der Schiiten *nudjes* ist, der Metzger muss es daher unter den Armeniern

zu billigen Preisen an den Mann zu bringen suchen. Die übliche Nahrung besteht aus Brot in Form dünner Blätter, saurer Milch, Schafkäse, Gemüse und Reis, Suppen aus Gemüse, Essig und saurer Milch, selten mit Fleisch. Brot wird von persischen Bäckereien geliefert. Es gibt keine jüdischen Bäcker, da die Herstellung des Brotes dem Juden teurer als dem Perser zu stehen kommt, was sich dadurch erklärt, dass der Jude nur jüdische Arbeiter zu halten gezwungen ist, nur auf jüdische Käufer angewiesen ist und nur sechs Tage in der Woche arbeiten darf. Kühe gibt es im jüdischen Viertel nicht und überhaupt werden alle Milchprodukte bei Persern gekauft. Gewöhnlich werden Hammel geschlachtet, grosses Hornvieh nur in der Zeit von Chanuka bis Pessach, übrigens ist das hiesige Hammelfleisch besser als das Rindfleisch; Schafe werden sehr selten geschlachtet. Alle Speisen werden nach den persischen Begriffen in zwei Gruppen: „heisse“ und „kalte“ eingeteilt, je nach den Krankheiten, die sie hervorrufen sollen: Schaffleisch ist „kalt“, Hammelfleisch aber „heiss“. Man meidet deshalb Schaffleisch, weil es schwere „kalte“ Schädigungen hervorrufen soll, besonders bei stillenden Frauen und bei Kindern. Der Fettschwanz des Hammels liefert Fett, das einzige, das die persischen Juden bei der Zubereitung der Speisen gebrauchen, denn Gänse- und Hühnerfett ist ihnen völlig unbekannt. Gänse gibt es überhaupt in Teheran nicht, und Hühner und Truthühner werden nie gefüttert, sondern erforderlichenfalls gekauft. Uebrigens wird meistens bei der Zubereitung der Speisen Pflanzenöl gebraucht. Die Juden haben keinen eigenen Schlachthof und die Perser erlauben es ihnen nicht, den städtischen Schlachthof zu benutzen, weil ihn die „Ungläubigen“ verunreinigen könnten. Vieh und Geflügel wird im Viertel entweder auf der Strasse, im Synagogenhofe oder auf dem obengenannten Platze geschlachtet. Die Schlachthofsteuer bildet ein Einkommen des Gouverneurs, weshalb die Regierung, um ihre Einkünfte zu erhöhen, wiederholt den Versuch machte, die Juden zu zwingen, sich des Schlachthofes zu bedienen, natürlich gesondert von den Persern. Diese Versuche waren jedoch erfolglos, denn das jüdische Fleisch, das auf Pferde und Esel geladen und vom Schlachthofe durch die Strassen und Bazare geführt wurde, wurde mit Kot und Steinen beworfen, so dass die Juden vom Genusse des Fleisches Abstand nehmen mussten. Es musste deshalb alles beim alten bleiben, jedoch wurden die Juden mit einer bestimmten Summe zugunsten des Gouverneurs besteuert.

Die Juden essen wie die Perser ausschliesslich mit den Händen aus gemeinsamen Schüsseln.

Als Umgangssprache dient den persischen Juden das

Persische mit Beimengung einiger hebräischer Wörter, wie z. B.: der Wein wird durch das Wort *jajin* anstatt des persischen *scharab* bezeichnet, der Feiertag: *moad* anstatt *ejd*, Samstag: *Schabbat* anstatt *Schambe*. Der Muhammedaner wird immer durch das Wort *Goim* bezeichnet, Jude durch *Israel* anstatt *djuhud* oder *jahudi* usw. Bemerkenswert ist es, dass in der Sprache der Juden sich solche altpersische und arabische Wörter erhalten haben, die die Perser selbst längst nicht mehr gebrauchen, wie z. B.: Freitag = *Adineh* anstatt des in der heutigen persischen Sprache üblichen *Djomeh*. Als Begrüssung dient das gewöhnliche hebräische *Schalom alejchem* oder einfach *Schalom* anstatt des bei Persern üblichen arabischen *Salem aleiküm*. Die Sabbatbegrüssung ist *Schabbat Schalom* und an Feiertagen sagt man *Moadim Schalom*. Natürlich werden auch die spezifisch jüdischen Wörter, wie *kascher*, *tref*, *Galuta* (*Goluth*) usw. gebraucht. Das Wort *Galuta* hat bei den persischen Juden einen konkreten Sinn, so sagen sie z. B.: in Schiras gibt es viel *Galuta*, oder in Persien war früher mehr *Galuta* als jetzt. Im Gespräch mit Nichtjuden werden selbstverständlich solche Wörter nicht gebraucht. Viele sprechen ganz gut hebräisch und fast alle sind der Türksprache mächtig, die im nordwestlichen Persien und bei vielen Nomaden als Umgangssprache dient. In der letzten Zeit ist es keine Seltenheit mehr, auch englisch und besonders französisch sprechenden Juden zu begegnen.

Fast die ganze jüdische Bevölkerung von Teheran besteht aus persischen Juden. Diese sind Auswanderer aus den südlichen Städten Schiras, Ispahan, Kaschan, wo schon unter Cyrus blühende und reiche jüdische Gemeinden existierten. Unter ihnen nehmen die Auswanderer aus Kaschan, die *Kaschani* oder *Kaschi*, eine Sonderstellung ein. Sie sprechen einen besonderen Jargon, der sich aus dem lokalen Kaschandialekt gebildet hat, viele arabische, türkische und hebräische Wörter enthält und von den Persern nicht verstanden wird. Alle übrigen persischen Juden, gleichviel woher auch ihre Ahnen nach Teheran eingewandert sind, tragen den gemeinschaftlichen Namen *Teherani*. Die *Kaschi* halten sich für Aristokraten und verehelichen sich nur ungern mit den *Teherani*.

Die persischen Juden halten sich für „Sephardim“ und alle europäischen Juden für „Aschkenasim“. Sie glauben, dass die „Sephardim“ vom Stamme Jehuda, und die „Aschkenasim“ von Benjamin herkommen. Da sie während vieler Jahrhunderte keinen Verkehr mit den „Aschkenasim“ gehabt haben, so hegen sie gegen die letzteren ein gewisses Vorurteil, und es zirkuliert unter ihnen eine Legende, dass der hohe Priester Sacharias von den „Aschkenasim“ getötet worden sei. Jetzt aber bessert sich die Meinung über die „Aschkenasim“ immer mehr, wozu nicht

nur die Bekanntschaft mit den in Teheran weilenden „Aschkenasim“, sondern auch die häufigen Reisen in Handelsangelegenheiten nach Russland, nach West-Europa und besonders nach Palästina beigetragen haben. Die Palästina-Pilger, wie bei den Muhammedanern *adschi* genannt, erzählen von der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit der palästinischen Aschkenasim und verbreiten die Meinung, dass die Thora nur bei den Aschkenasim in Ehren sei, und dass der Messias nur um ihrer Frömmigkeit willen kommen werde.

Der Teheraner Jude ist meistens ein Proletarier im wahrsten Sinne dieses Wortes, der kein Hab und Gut und keine bestimmte Beschäftigung hat. Sogar die unter den Juden der Türkei so verbreitete schwere Arbeit eines Lastträgers können sie nur im Viertel selbst oder im Auftrage der Juden ausüben, da die fanatischen Perser den Juden sogar diese Arbeit nicht gönnen. Sobald der Jude einige Kran erworben hat, beschäftigt er sich mit dem Auf- und Wiederverkauf alter Kleider, Decken, Flaschen u. dergl., aber dieser Verdienst ist auch unsicher und sehr kärglich. Die Unsicherheit des Verdienstes macht den Juden dieser Kategorie überaus leichtsinnig: hat er einen Kran verdient, so verzehrt er einen, hat er zweiv verdient, so verzehrt er zwei, und wenn er drei verdient hat, so verzehrt er die Hälfte, sucht den anderen Tag keine Arbeit mehr und raucht gemütlich seine Wasserpfeife.

Es gibt sehr wenig Handwerker unter den Juden, was sich dadurch erklärt, dass die jüdischen Handwerker infolge des *nadjes* fast nur auf jüdische Kunden rechnen können. Die meisten jüdischen Handwerker sind Schneider, von denen viele auch persische Kunden haben; einige haben sogar ihre Werkstätten im Bazar. Dann folgen die Schuhmacher und Maurer, die ihr Handwerk meist sehr schlecht verstehen und ausschliesslich im Viertel arbeiten.

In der neuesten Zeit beginnt sich bei den Teheraner Juden eine höhere Wertschätzung des Handwerks gegenüber dem Handel Bahn zu brechen. Der grösste Teil der jetzigen jüdischen Handwerker hat das Handwerk bei den armenischen Meistern erlernt, da die Perser auch jetzt noch keine jüdischen Lehrlinge aufnehmen. Dank der Alliance-Schule oder vielmehr der Mühe ihrer Direktoren vergrössert sich mit jedem Jahre die Zahl der jüdischen Jünglinge, die irgend ein Handwerk erlernen. In der letzten Zeit sind einige Knaben in eine Buchdruckerei und einige in die Werkstatt der Tramway in die Lehre gegeben worden. Bis zur letzten Zeit fehlten unter den Juden Kupferschmiede, die in jeder persischen Stadt in grosser Zahl vorhanden sind, da es im Orient Sitte ist, nur Kupfergerät zu gebrauchen. Die Juden müssen zum Zwecke der Verzinnung und Ausbesserung sich an die persischen

Kupferschmiede wenden, die zu diesem Zwecke zweimal jährlich, vor Ostern und vor den Herbstfeiertagen, mit tragbaren Schmiedeherden in das Judenviertel kommen. Der erste Direktor der Schule, Herr Cases, beschloss deshalb, einige jüdische Knaben zu einem Kupferschmiede in die Lehre zu geben, was ihm auch gelang. Ausserdem veranlasste er einen persischen Mützenmacher, sich an der Grenze des Viertels zur Ausbildung jüdischer Kinder in seinem Handwerk sesshaft zu machen, und jetzt gibt es unter den jüdischen Jünglingen schon mehrere Vertreter dieses Handwerks.

Als die ihrem Vermögen nach hervorragendste Gruppe der Handwerker erscheinen die Juweliere, die sogar als reich gelten. Dieses Handwerk ist eins von den wenigen, das die Juden von jeher getrieben haben, und worin sie immer als geschickte Meister galten.

Zu den Goldschmieden gehören auch die wenigen an der Münze angestellten Juden. In diesem Fache wurden die Kenntnisse der Juden immer geschätzt, da sie die Probe zu bestimmen und die Legierungen zusammenzusetzen verstehen.

Eine grosse Zahl der Juden beschäftigt sich mit der Bereitung und dem Verkauf von Wein und Branntwein. Obgleich der Koran den Muhammedanern den Genuss geistiger Getränke verbietet, so haben die Perser diese Vorschrift doch niemals streng befolgt. Alle Perser, sogar die Geistlichen, trinken, und zwar sehr viel; aber aus Furcht vor Strafe bereiten sie die Getränke nie selbst und überlassen das den Juden und Christen. Diese Beschäftigung ist sehr einträglich, und einige haben sich dadurch ein Vermögen erworben, aber sie zieht auch der ganzen jüdischen Bevölkerung den Hass der heuchlerischen und fanatischen Geistlichkeit zu. Die letzte Judenhetze (1901) war die Folge der Aufreizung des Pöbels durch die fanatischen Mollahs, die gegen den Branntwein und seine jüdischen und armenischen Verkäufer predigten.

Es gibt auch viele Händler unter den Teheraner Juden. Sie verkaufen wegen der religiösen Bedenken der Perser keine Esswaren, dagegen gibt es unter ihnen viele Tuch-, Galanteriewaren-, Teppich- und Antiquitätenhändler. Zu dieser Handelskategorie gehören auch die sogenannten Dalalen (Vermittler), die weniger für ihre eigene Rechnung handeln, sondern nur den Käufern Teppiche, Antiquitäten, Bijouterien, Stickereien u. dergl. zur Auswahl nach Hause bringen. Gewöhnlich handeln sie ausschliesslich mit Europäern, und ein jüdischer Dalal auf seinem mit Teppichen und anderen Waren beladenen Esel ist im europäischen Viertel eine gewöhnliche Erscheinung. Ein Teil der Tuchhändler treibt den Hausierhandel teils in Teheran selbst, teils in den umliegenden Dörfern. Diese Beschäftigung ist sehr schwer und nicht ohne

Gefahr, da man sich dabei wochenlang unter der feindseligen Bevölkerung ohne warme Speise und den schweren Korb auf dem Rücken bewegen muss. Nicht selten kehrt ein solcher Hausierer verwundet und beraubt nach Hause zurück.

Zu den wenigen Beschäftigungen, die dem Teheraner Juden einen sicheren Verdienst und manchmal auch Ehre und Vermögen bringen, gehört die Heilkunst. Wie im Mittelalter in Europa, so sind noch jetzt überall im Orient die jüdischen Aerzte gesucht. In Persien wurden die jüdischen Aerzte sogar in den finstersten Perioden des schiitischen Fanatismus öfter als die anderen vom Schach zu Rate gezogen; es gab unter ihnen Leibärzte des Schachs, seiner hohen Beamten und sogar der Geistlichen.

Es befinden sich endlich unter den Teheraner Juden viele Musiker, Sänger, Tänzer und Possenreisser, die nicht nur in jüdische, sondern auch in persische Häuser und sogar zum Schach zur Ergötzung der Gäste bei Familienfesten eingeladen werden. Gewöhnlich vereinigen sie sich in Kapellen, die aus 3—4 Musikanten und 1—2 Tänzern bestehen: die einen wie die anderen singen auch, da besondere Sänger selten sind. Sie ergötzen das Publikum mit allerlei Possen und Streichen oder mit Liedern satirischen Inhalts, in denen mitunter nicht einmal der Schach selbst und seine hohen Beamten verschont werden. Besonders berühmt sind in dieser Kunst die Auswanderer aus Schiras. Die Musik ist im höchsten Grade eintönig und schleppend. Das Repertoire besteht ausser satirischen noch aus Liebesliedern von Hafis und Mirza-Saadi. Die Tänzer sind gewöhnlich Knaben, die die Musikanten im zarten Kindesalter von den Eltern kontraktlich übernehmen und in dieser Kunst ausbilden. Die Tänzer tragen langes Haar und manchmal sogar Frauenkleider. Die Tänze, die dem berüchtigten Bauchtanze ähnlich sind, sind bis zum Ekel unanständig, aber in Persien hat man wahrscheinlich andere Anstandsbegriffe, denn ich habe am Abend des Simchath-Thora fromme Greise in der Synagoge gesehen, die sich bemühten, diese Tänzer nachzuahmen. Obgleich diese Beschäftigung sehr einträglich ist, so werden die Artisten doch von ihren Glaubensgenossen nicht sehr geachtet. Tänzerinnen gibt es unter den Juden nicht.

Der Typus der *Escheth chajil* ist auch den Teheraner Juden nicht fremd, aber er trägt hier einen anderen Charakter als bei uns. Krämerinnen gibt es in Persien wie im Orient überhaupt nicht, auch unter den Jüdinnen finden wir keine, dagegen begegnen wir vielen weiblichen „Dalalen“. Dank ihrem Geschlechte haben sie Zutritt in die Harems der reichsten Häuser und bringen dorthin zur Auswahl und zum Verkauf Stoffe, Pretiosen, Toiletteartikel, Luxusgegenstände u. dergl. und zugleich mit den Waren

auch einen ganzen Korb voll Neuigkeiten und Klatsch. Der Mann einer solchen Vermittlerin ist meistens ihr Gehilfe, indem er ihr die nötigen Waren verschafft. Im Judenviertel führen viele Familien nur dank dieser Beschäftigung der Hausfrau eine einträgliche Existenz.

Zu den Frauen, die selbständig ihr Brot verdienen, gehören noch einige Hebammen, Mägde, natürlich nur in Judenhäusern, und Mädchen, die Teppiche weben und ausbessern. Die Zahl der Frauen, die sich mit Wäsche- und Kleidernähen für den Markt und mit der Strumpfwirkerei auf europäischen Maschinen beschäftigen, ist noch klein, vergrößert sich aber nach und nach. Damit das Bild vollständig sei, muss man noch einige Jüdinnen erwähnen, die sich mit Betteln im europäischen Viertel beschäftigen. Bettelnde Juden aber sind selten ausserhalb ihres Viertels zu sehen.

Wenn wir noch die wenigen Friseure, die auch in europäischen Häusern Kunden haben, die öffentlichen Schreiber und Wahrsager erwähnen, so ist damit das Beschäftigungsgebiet der Teheraner Juden erschöpft.

In keinem anderen Lande gleichen die Juden so sehr der sie umgebenden Bevölkerung wie in Persien. Nicht nur im Aeusseren, in der Kleidung und Lebensart, sondern auch im Charakter sind sie den Persern ähnlich, und in dieser Beziehung erinnert der persische Jude in keinem Zuge an seine russischen und westlichen Brüder. Wie der Perser, so ist auch der hiesige Jude höflich bis zur Kriecherei und liebenswürdig in der Ausdrucksweise; die Wahrhaftigkeit fehlt ihm gänzlich. Bei der Begegnung, bei dem Eintritt in ein Haus beginnt er eine Reihe von Begrüssungen: man erkundigt sich nach der Gesundheit Eurer Hoheit, man versichert, dass das Anschauen des Antlitzes „den Augen Licht gebe“ u. dergl. Dieselben Begrüssungen folgen bei dem Abschiede. Bei der Einladung erklärt man, dass das Haus des Einladenden ganz dem Gaste gehöre u. dergl. Lobt man irgend einen Gegenstand, so wird er einem sofort angeboten, wollte man aber dieses Anerbieten wirklich annehmen, so wird man gefragt, was für ein Gegengeschenk man dafür geben würde. Derselbe Redestrom begleitet auch die rein geschäftlichen Gespräche. Man schwört dabei Stein und Bein, darauf ist aber nichts zu geben, denn das sind nur leere Redensarten. Wenn ein Jude in der Unterhaltung mit seinem Glaubensgenossen versichert, dass er *emeth* sage, so darf man ihm darum doch nicht glauben.

Die Teheraner Juden können bei weitem nicht alle schreiben und lesen. Das Erlernen des Persischen wurde noch unlängst als unnütz und schädlich betrachtet, und sogar wohlhabende Eltern lassen ihre Kinder kein Persisch lernen. Die hebräische Bildung ist auch wenig verbreitet. Viele können nicht hebräisch lesen

und haben die üblichen Gebete nur auswendig gelernt. Noch geringer als die Zahl der Lesekundigen ist die derjenigen, die schreiben oder auch nur ihren Namen schreiben können. Bei den Ehescheidungen, wo man seinen Namen unterschreiben muss, kommt es an den Tag, wie gross die Zahl der Erwachsenen ist, die weder schreiben noch lesen können. Die Frauen sind mit wenigen Ausnahmen alle Analphabeten.

Der Teheraner Jude ist ein guter Familienvater, aber nur Vater, denn die Liebe zur Frau fehlt ihm, dagegen werden die Kinder, besonders die Knaben, vergöttert. Obgleich die Polygamie erlaubt ist, kommt sie doch nur selten vor. Gewöhnlich nimmt man eine zweite Frau im Falle der Kinderlosigkeit der ersten, oder wenn sie keine Söhne hat. Bemerkenswert ist es, dass die Polygamie bei den Armen viel mehr verbreitet ist als bei den Wohlhabenden. Die Ehescheidungen sind nicht selten, besonders bei den Armen, und geschehen oft aus einer unbedeutenden Veranlassung mit erstaunlichem Leichtsinn. Die Polygamie ist unbedingt ein Uebel, das auf das Familienleben störend wirkt: in den Zwist der Frauen, der bei dem Zusammenleben unter einem Dache und bei der niedrigen Bildungsstufe der Frauen unvermeidlich ist, mischen sich nicht nur die Kinder und Verwandten, sondern auch der Mann ein.

Man heiratet sehr früh mit 16 oder 17 Jahren, die Mädchen noch früher mit 11 oder 12 Jahren. Ein Mädchen, das mit 15 bis 16 Jahren noch nicht verheiratet ist, läuft Gefahr, ihr Leben lang eine alte Jungfer zu bleiben. Wie überhaupt im Orient wird das Freien von den Eltern besorgt und auch die Ehe von ihnen manchmal ohne Wissen des Bräutigams beschlossen. Es kommt vor, dass die Eltern die jungen Leute noch im Kindesalter verloben. Der Vater des Bräutigams begibt sich, nachdem er ein passendes Mädchen gewählt hat, zu ihren Eltern und unterhandelt einige Tage wegen der Mitgift und dergl. Die Eltern des Mädchens sind nie schwer zu überreden, da man die Mädchen auf die schnellste und billigste Art anzubringen sucht. Es kommt nicht selten vor, dass die Tochter wohlhabender Eltern den ersten besten Armen heiratet, der natürlich weniger Ansprüche macht als ein junger Herr aus reichem Hause. Nachdem die Unterhandlungen beendet sind, wird die Verlobung veranstaltet, die *Schirini-Chordan* (Süssigkeiten essen) genannt wird, aber die *Thena'im* selbst werden oft ohne Zeugen unterschrieben und gelesen. Danu schickt der Bräutigam der Braut, ihrer Mutter und ihren Schwestern Geschenke, gewöhnlich ein Paar Pantoffeln, einige Goldmünzen und ein Paket Henna-Farbe, womit die Braut, ihre Verwandten und Freundinnen sich im Bade Hände und Füsse färben. Von da an wird der junge Mann als Familienglied be-

trachtet und in das Haus des künftigen Schwiegervaters eingeladen, gewöhnlich an Feiertagen und an jedem ersten Sabbat nach dem Neumonde. Bisweilen besucht die Braut in Begleitung von nahen Verwandten das Haus des Bräutigams. Nach der Sitte aller Orientalen sprechen die jungen Leute bis zur Verheiratung nicht miteinander und bleiben einander fremd; das geschieht auch in dem Falle, wenn sie früher einander gekannt und sogar als Kinder zusammen gespielt haben. Die Zeit von der Verlobung bis zur Hochzeit dauert gewöhnlich ziemlich lange, bisweilen 2—3 Jahre, während deren einige Zeremonien, ausser den obenerwähnten Unterhandlungen: *Hoftiga* und Verlobung: *Schirini-Chordan* stattfinden. Einige Zeit nach der Verlobung schickt die Braut in das Haus des Bräutigams Konfekt und Gebäck, das von ihren jungen Verwandten mit Laternen in den Händen überbracht wird. Im Hause des Bräutigams, der davon benachrichtigt ist, wird ein Empfang veranstaltet, der *Bale-Giran* heisst. Nach einiger Zeit besucht der Bräutigam mit seinen Freunden zum ersten Male das Haus der Eltern der Braut und das wird *Pah-Vakunan* (Befreiung der Füße) genannt, zum Zeichen der Erlaubnis, das Elternhaus der Braut besuchen zu dürfen. Erst nach all diesen vorläufigen Zeremonien wird der Hochzeitstag bestimmt. Die Hochzeit wird durch 5—8 Tage gewöhnlich im Hause des Bräutigams gefeiert. Die Festlichkeiten beginnen mit Sonnenuntergang und bestehen darin, dass die Gäste den Tänzen zuschauen, die Musik anhören, trinken und Süßigkeiten oder Früchte je nach der Saison genießen. Um Mitternacht findet das Abendessen statt und dann gehen die Gäste auseinander. Gemeinschaftliche Tänze und Belustigungen sind den persischen Juden völlig unbekannt. Die Frauen halten sich immer von den Männern abgesondert und blicken nur durch die Hoftüre oder aus den anderen Zimmern in den Raum, wo die Männer sich aufhalten. Im Sommer, wenn die Männer sich im Hofe befinden, sitzen die Frauen auf dem Dache. Die Trauung wird am letzten Tage im Hause der Braut vollzogen, die festlich gekleidet und mit einem Schleier bedeckt in einem Winkel auf dem Boden sitzend, von ihren Verwandten umringt, den Bräutigam erwartet. Die Trauungszeremonien unterscheiden sich nicht von den unsrigen mit Ausnahme der den persischen Juden unbekannten *Chuppah* und der Sitte des Zerbrechens eines Gläschens durch den Bräutigam. Nach der Trauung begeben sich der Bräutigam und seine Verwandten nach Hause, wohin man nach einiger Zeit auch die Braut mit Musik begleitet.

Die Frauen begleiten jeden hervorragenden Moment, wie z. B. die Ankunft des Bräutigams oder der Braut, die Beendigung des Segens u. dergl. mit einem besonders charakteristischen tremolierenden Geschrei, in dem sich alle Vokale mischen.

Vor dem Verlassen des Elternhauses bekommt die junge Frau von ihrer Mutter einen Spiegel mit dem Wunsche, sie möge ihr Gesicht immer in demselben Zustande sehen, wie es sich jetzt darin spiegle. Nachdem die Eltern die Tochter in das Haus des Bräutigams begleitet haben, schenken sie ihm ausser dem in der *Ketubah* versprochenen noch einen Anzug, den er sogleich anzieht, wobei ihm die Ehrengäste den Gürtel, den Oberkaftan und die Mütze anlegen helfen. Nach der Hochzeit besucht die junge Frau eine Zeit, mindestens ein Jahr lang, niemanden, selbst ihre Eltern nicht. Wenn ihre Mutter sie zu besuchen kommt, bleibt sie nicht lange und nie allein mit ihrer Tochter. Diese Sitte hat wahrscheinlich den Zweck, der jungen Frau die Möglichkeit zu nehmen, ihr neues Leben zu beklagen, und damit den Zwist in der Familie zu vermeiden. Eine verheiratete Frau ist die Sklavin ihres Mannes. Man kann nicht sagen, dass sie mit Arbeit überhäuft ist: die Einfachheit des Lebens und die Beschränktheit der Bedürfnisse befreien sie davon, dagegen liegen ihr aber die schwersten und schmutzigsten Arbeiten ob. Sie kennt selten die Geschäftsverhältnisse ihres Mannes und hört nie ein freundliches Wort von ihm, nichts als Befehle. Sie spricht ihn mit „Ihr“ an und nennt ihn, wie alle im Hause, *Aga* (Herr). Die erste Zeit nach der Hochzeit, wo die jungen Eheleute meist im Hause der Eltern des Bräutigams wohnen, ist die junge Frau der Schwiegermutter untergeben und muss ihre Vorwürfe, ihr Schelten und manchmal auch Schläge ertragen. Vielleicht um das Leben der Frau etwas zu verschönern, existiert die Sitte, dass die jungen Eheleute die Feiertage bei den Eltern der Frau verbringen, und das dauert manchmal einige Jahre. Später muss die Frau vor der Möglichkeit zittern, dass der Mann eine zweite Frau heiraten werde. Auf ihre alten Tage rechnet sie dann mehr auf die Unterstützung ihrer Kinder, als auf die ihres Mannes. Die frühen Heiraten und das schwere Leben lassen die Frau frühzeitig altern, und mit dreissig Jahren sieht die persische Jüdin wie eine Greisin aus.

Die oben beschriebenen Zeremonien verlaufen viel kürzer und einfacher in dem Falle, wenn der Bräutigam bei Lebzeiten der ersten Frau eine zweite nimmt. Im Falle der Heirat mit einer Witwe oder Geschiedenen fallen diese Zeremonien ganz weg.

Trotz der Zurückgezogenheit des orientalischen Lebens pflegen die Juden an gewissen Feiertagen, wie Pessach, Sukoth, Purim u. dergl. einander gern zu besuchen.

Der Hauswirt sitzt dabei auf einem Teppich, und vor ihm befinden sich Präsentierteller mit Wein, Brantwein und Früchten (Orangen, Granaten und anderen, je nach der Saison), mit Blumen, seltener mit Gebäck. Der Besuch dauert gewöhnlich ziemlich

lange. Die Gäste und der Wirt sitzen meist einander schweigend gegenüber, bis der Wein die Zungen gelöst hat, und nur die Wasserpfeife geht aus einer Hand in die andere.

Am ersten Tage nach dem Pessachfeste strömt alles ins Freie, und das Viertel bleibt leer. Im Sommer ziehen die Wohlhabenden auf einige Zeit in das Städtchen Demavend. An Feier- und Sabbattagen gehen die Juden ins Europäerviertel spazieren. Dem Trunke wird von den Teheraner Juden, so mässig sie im Essen sind, besonders an Feiertagen ziemlich stark gehuldigt. Auch die Frauen rauchen Wasserpfeifen und trinken gern ein Gläschen Wein oder Brantwein. Die Juden singen gern und klimpern auf einer *Tara*. Dieses Instrument ist in jedem Hause vorhanden, sogar bei dem Rabbiner.

Die Teheraner Juden sind, wie alle Orientalen, sehr abergläubisch. Nach der Geburt eines Kindes werden viele Vorkehrungen gegen die Einwirkung des bösen Auges und der bösen Geister, *Schejdin*, getroffen. Eine weiss geschminkte Frau oder eine solche mit geschwärzten Augenbrauen darf der Wöchnerin nicht nahekomen; die Nachbarn dürfen sieben Tage hintereinander kein Feuer aus diesem Hause nehmen. Wird das Kind grösser, so behängt man es mit verschiedenen Amuletten, deren Text gewöhnlich hebräisch geschrieben ist, (Fig. 1 u. 2) aber es gibt auch solche mit arabischen Inschriften, wie z. B.: *bismi Allah rachmant rachim*, im Namen Gottes, des Allgütigen und Allbarmherzigen, oder *bismi Allah raban alanin*, im Namen Gottes, des Herrschers der Welt usw. Meistenteils aber besteht ein solches Amulet aus einem besonderen Gebete nach beifolgendem Muster (s. S. 138) auf Pergament geschrieben und *Schemuth* genannt.

Die ganz kleinen Kinder werden vor dem bösen Auge auch dadurch bewahrt, dass man ihnen an die Mützen Hände darstellende Anhängsel aus Silber oder Messing, oder noch öfter runde, flache, durchlöchernte blaue Steinchen annäht. Wenn in einer Familie mehrere Kinder nacheinander in zartem Alter sterben, was bei der grossen Kindersterblichkeit im Viertel nicht selten vorkommt, dann lässt man den Kindern, auch den Knaben, das Haar lang wachsen. Einem solchen am Leben gebliebenen Knaben wird dann das Haar erst im Alter von 8—9 Jahren geschoren, wozu man ihn gewöhnlich in eine andere Stadt bringt.

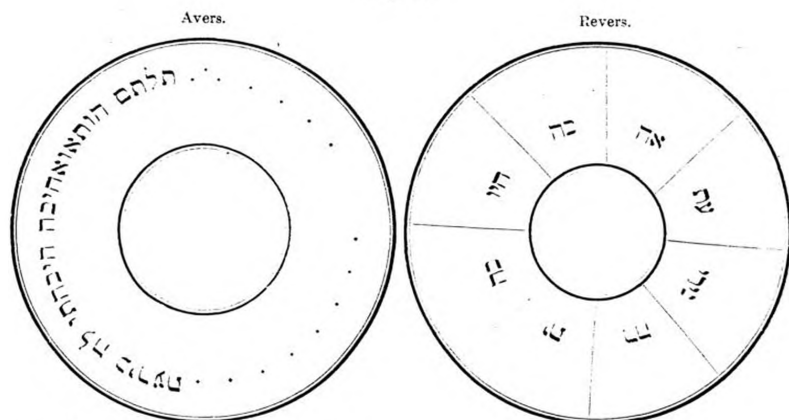
Der Glaube an *Schejdin* ist sehr stark verbreitet. Jedes Unglück, das in der Familie vorkommt, die Unfruchtbarkeit der Frauen, sogar das Zerbrechen irgend einer Sache im Hause, alles wird ihrem bösen Einflusse zugeschrieben. Wenn die *Schejdin* schon zu viel Aerger verursachen, sucht man sie dadurch zu besänftigen, dass man ihnen ein Gastmahl bereitet, indem man in einem besonderen Zimmer auf ein auf den Boden gebreitetes Tisch-

Amulette aus Metall mit den Namen der Planeten.

Fig. 1.



Fig. 2.



In dem Mittelfelde befindet sich die Darstellung zweier Köpfe und einer Blume.

וראו כל עמי הארץ כי שם

何

נקרא עליך

יִירָאוּ מִמֶּנּוּ אֲבֹתֵינוּ

הריני כותב קמיע זאת

(Name) על שם

הנ'מ (Name der Mutter) שתסיר ממני

כל מיני עין הרע וכל מיני

חולאים רעים ואסכרה

ובתר ושרין ורוחין ולילין

ומזיקין הפורחית באויר.

העולם שלא ישלטו בנ"כו

לא בזונו ולא בבבשו ולא

ברמ"ה אברין ולא בשם"ה

גידו רבות זה השם יבש

רַשִׁי אֵלֶם וְאַזְרַח בְּנִי

בשם אלה ואנכי כהן

מים הבי לוך תסו את

מלם י"ם בים יצי מאי

יִרְבֵּה תוֹל תָּבֵא יִמַּע שׁ

מֶלֶךְ הָאָרֶץ וְלִי בְּכֶמֶךָ יִלָּל

בדע ביה חבר עישו

וְכָל הַיּוֹם יִשְׁמַע ה' בְּקוֹל הַתְּפִלָּה וְהַתְּהִלָּה וְהַשִּׁיר וְהַנְּחִילָה וְהַמִּזְמוֹר וְהַתְּהִלָּה וְהַשִּׁיר וְהַנְּחִילָה וְהַמִּזְמוֹר

221 15 11 22%

אָב	שׁוּמִי	וַאֲ
אָב	וַאֲשִׁישׁ חֲשִׁמְרוֹ	וַאֲ
(Name)	אֵת נִבְּרָא	(Name)
בִּשְׁם אֱלֹהֵינוּ	הַנִּבְּרָא	

מלכות
וְכֵן יִשְׁמַחַם לְמַעַן

מחלקת

היינו

פערקייך

1

3030

969

ל' ע"ה

1

32320,0

五

公司

עינין בישין וכל מיני
חולאים רעים בשם
אנא ה הושיעא נא

לְךָ אֲבִיר

לשי

tuch Speisen, Konfekt u. dergl. setzt. Zeigen sich dann auf den Speisen, z. B. auf gestossenem Zucker, Spuren von Pfötchen und gewisse kleine schwarz-graue Körnchen, so gilt dies als Zeichen, dass die *Schejdin* das Mahl gnädig angenommen haben. Der Glaube an *Schejdin* wird dadurch nicht erschüttert, dass die Spuren der bösen Geister denen gewöhnlicher Mäuse sehr ähnlich sind. Auch ist der Glaube an verschiedene Beschwörungen, die dem Feinde ein Unheil zuziehen, sogar seinen Tod herbeiführen können, sehr verbreitet.

Die persischen Juden verehren, gleich den Persern, einige Gräber wie ein Heiligtum. Nach den Erzählungen der Teheraner Juden befindet sich neben Isphahan das wundertätige Grab einer Sarah, der Tochter Aschers, *Sara bath Ascher*, die sie eine Enkelin des Erzvaters Jakob nennen, dessen Verehrung gegen Unfruchtbarkeit der Frauen hilft. In der Stadt Kuma befindet sich unter vielen anderen den Schiiten heiligen Gräbern auch das Grab einer Zipporah (*Zephorah* nach der Aussprache der persischen Juden), das ebenso von Muhammedanern wie von Juden geehrt wird. In der Stadt Hamadan in Westpersien befindet sich ein als Wallfahrtsort dienendes Mausoleum, das die Juden als Grabstätte von Mardochai und Esther bezeichnen. Aus diesem Grunde nennen die Juden wohl Hamadan unrichtig *Schuschan habira*. Ebenfalls als Wallfahrtsort dient ein Mausoleum, das sich ausserhalb der Grenzen Persiens im Städtchen Elle 2—3 Tagereisen südlich von Bagdad befindet und das die persischen Juden ebenfalls unrichtig als *Babel* bezeichnen. Dieses Mausoleum gilt als Grab des Propheten Ezechiel. Einen Hügel gegenüber den Trümmern von Ninive bezeichnet man als Grab des Propheten Jonas, das auch von den Muhammedanern geehrt wird. Von all diesen Stätten erzählt man viele Wunder. Grosse Verehrung geniesst auch die grosse Synagoge in Schiras, die, wie es bei den persischen Juden Sitte ist, nach dem Namen ihres Erbauers Schukri genannt wird. Die Sage erzählt: dieser Schukri habe sein ganzes Vermögen zum Aufbau der Synagoge verwendet, und als die Mauern schon fertig waren und man die Balken für das Dach legen wollte, habe man entdeckt, dass die mit grossen Kosten angeschafften Balken zu kurz seien. In seiner Verzweiflung, da ihm keine Mittel zur Anschaffung neuer Balken zu Gebote standen, habe er inbrünstig zu Gott gebetet, und siehe da, am anderen Morgen hatten die Balken die nötige Länge. 60 Kilometer östlich von Teheran befindet sich ein Städtchen Demawend mit einer sehr alten, aus etwa 60 Familien bestehenden jüdischen Gemeinde. Ihr alter Friedhof wird hochgeehrt, denn von diesem führt nach dem Glauben der persischen Juden ein unterirdischer Gang direkt nach Jerusalem. Dort begraben zu sein wird einer Beerdigung

im Heiligen Lande gleichgeachtet, und die wohlhabenden Juden aus der Umgegend trachten deshalb in Demawend beerdigt zu werden.

Der Glaube an Träume und an ihren Einfluss ist auch unter den persischen Juden sehr verbreitet. Wenn z. B. jemand von Tod oder Krankheit eines Verwandten träumt, so lässt er Psalmen rezitieren, mietet einen Mollah, damit dieser die ganze Nacht Mischna lese u. dergl., alles, um die Wirkungen des bösen Traumes abzuwehren.

Die Juden glauben auch wie die Perser an Wahrsagungen und Prophezeiungen. Gewöhnlich wahrsagt man mit Hilfe der Bibel, indem man sie aufs Geratewohl aufschlägt und die betreffende Stelle in Beziehung zur aufgeworfenen Frage zu deuten sucht. Noch häufiger bedient man sich zum Wahrsagen kupferner Würfel mit eingravierten Zeichen oder der Bücher *Guralut* und *Tekufa*. Nicht selten wenden sich die Muhammedaner, besonders die Frauen, an die jüdischen Wahrsager und umgekehrt. Bemerkenswert ist es, dass man sich bei der Wahrsagung und bei dem Schreiben der Amulette nach den Namen des Betreffenden und seiner Mutter erkundigt.

Die Sittlichkeit der Teheraner Juden steht auf ziemlich hoher Stufe. Fälle von Ehebruch durch den Mann oder gar durch die Frau sind völlig unerhört, und sogar ledige Männer sündigen selten gegen das Keuschheitsgebot. Uebrigens ist dies weniger der Festigkeit der religiösen oder sittlichen Grundsätze zuzuschreiben als dem Umstande, dass jeder Verkehr mit einer Muhammedanerin, auch wenn sie ein feiles Frauenzimmer ist, als Verbrechen gilt, von dem man sich im günstigsten Falle nur durch eine grosse Geldsumme loskaufen kann. Vor gar nicht langer Zeit wurde ein solches Verbrechen noch mit dem Tode bestraft. Die Sittlichkeit der jüdischen Frauen und Mädchen ist über allen Verdacht erhaben.

Opiumraucher gibt es unter den Teheraner Juden nicht, dafür hat aber eine andere Leidenschaft, das Hazardspiel, viele Anhänger auch im jüdischen Viertel. Man spielt vorzugsweise Karten, wobei nicht selten bedeutende Summen verloren werden.

Die Teheraner Juden haben von der Aussenwelt sowie von den Lebensäusserungen des Judentums fast gar keine Kenntnis. Niemand von ihnen hält Zeitungen, und die Nachrichten, die zu ihnen dringen, sind so entstellt, dass sie die Gestalt von Legenden annehmen. Sehr oft verbreiten sich Gerüchte, dass nach einem aus Jerusalem angekommenen Briefe der Messias in kurzer Frist erscheinen werde. Ueberhaupt ist ihnen die Geschichte der Juden nach der Tempelzerstörung völlig unbekannt; so haben sie keine Ahnung von der zionistischen Bewegung und von der Bildung

eines neuen Zentrums in Amerika. Das, was wir Nationalgefühl nennen, fehlt ihnen gänzlich. Unter dem Worte „Israel“ verstehen die persischen Juden nur die jüdische Religion. Die Auffassung des Judentums als einer Nationalität ist ihnen fremd.

Weder in der Gemeinde noch in den einzelnen Synagogen existieren irgendwelche Aufzeichnungen, aus denen man sich wenigstens eine oberflächliche Vorstellung über das Leben der Gemeinde bilden könnte. Ich vermute, dass sich die Sache in anderen älteren Gemeinden, wie z. B. Ispahan, anders verhält.

Die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten befindet sich in den Händen eines aus mehreren Personen bestehenden Ausschusses. Die Mitglieder dieses Ausschusses werden nicht gewählt und üben ihren Einfluss nur kraft ihres Ansehens oder ihres Reichtums aus. Persisch werden sie *rische ssefid*, weisse Bärte, genannt. Der Kreis der Gemeindeangelegenheiten ist eng begrenzt, denn die Teheraner Juden haben weder ein Krankenhaus, noch ein Armenhaus oder ein Waisenasyl, und nur eine mitleidswerte Talmud-Thora. In der letzten Zeit gehörte in den Kreis der Gemeindeangelegenheiten: 1) die Verwaltung des Friedhofes, der erst vor kurzem mit einer Mauer eingeeht wurde, wozu eine besondere Sammlung veranstaltet worden war, 2) die Erhaltung der Talmud-Thora, 3) eine sehr geringe Beteiligung an den Ausgaben für die Schule der Alliance Israélite Universelle, und 4) die Verteilung der spezifisch-jüdischen Steuer *Djezieh* und anderer Steuern. Armenpflege gehört nicht in den Kreis der Gemeindepflichten, sondern wird einzelnen Personen und Synagogen überlassen. Die einzigen Quellen der Gemeindecinkünfte sind: 1) der Pachtzins der der Gemeinde gehörenden Herberge, gegen 50 Tumans monatlich und 2) die Fleischsteuer, die von jedem *Batman* (etwa 7 Pfund) des geschlachteten Viehes durch die Schochtim eingehoben wird. In aussergewöhnlichen Fällen werden noch Sammlungen in den Synagogen veranstaltet. Die Höhe dieser Einkünfte ist sehr schwankend, da die Besteuerung des Fleisches von der Höhe des Geldbedarfes abhängig ist. Gegenwärtig werden 3 *Schai* von jedem *Batman* gezahlt.

Der Rabbiner erscheint als offizieller Vertreter der Gemeinde, auch ist er der Oberschochet. Die Regierung erkennt nur ihn als Vertreter der ganzen jüdischen Bevölkerung an, von der er auch die Steuer *Djezieh* einhebt. Der Rabbiner bekommt einen gewissen Betrag von jedem Stück geschlachteten Viehes und ausserdem die Eingeweide. Darin, sowie in dem Honorar für Trauungen, Beschneidungen, Ehescheidungen u. dergl. bestehen seine Einkünfte. Das Geflügel schlachten auch andere Schochtim und bekommen gewöhnlich für jedes Stück grossen Geflügels oder für je zwei kleinere einen *Schai*. Ausserdem haben die Schochtim

auch andere Beschäftigungen, sie schreiben *Mesusas* und Phylakterien, handeln mit Büchern, sind Siegelstecher u. dergl.

Noch vor einigen Jahren hatte das jüdische Viertel, wie auch alle übrigen Stadtviertel, seinen Aeltesten *Ketschuda*, hebräisch *Nassi*. Es war ein rein polizeiliches Amt, das in anderen Städten noch his jetzt existiert.

Trotz der Menge der Armen und Bettler im Viertel und trotzdem, dass jeder Teheraner Jude der Wohltätigkeit viel opfern muss, existieren bei ihnen keine Wohltätigkeitsvereine und keine Chevra, die bei den westlichen Juden sogar in den abgelegensten Gegenden so üblich sind.

Alle Versuche der Lehrer der Alliance-Schule, Wohltätigkeitsvereine unter den persischen Juden zu gründen, scheiterten an ihrem Indifferentismus, ihrem Geize und hauptsächlich an dem mangelnden Verständnis dafür, Gelder für künftige Bedürfnisse zu sammeln.

Der Friedhof hat die Form eines unregelmässigen Vierecks und ist von einer hohen Lehmmauer umgeben. Die Gräber werden ohne Ordnung gegraben. Grabsteine gibt es fast gar nicht. Ueber jedem Grabe erhebt sich ein Steinhaufen, und man muss sich wundern, wie die Juden und besonders die Jüdinnen die Gräber ihrer Anverwandten finden.

Bis zur Eröffnung der Alliance-Schule wurde der Unterricht der Kinder bei den Teheraner Juden auf primitive Art erteilt. Einige Kinder lernten in der Talmud-Thora, einige wurden zu Hause durch Mollahs, die Mehrzahl aber in den Schulen der Mollahs unterrichtet. Solche Schulen existieren noch jetzt und das Unterrichtsgeld schwankt zwischen einem bis zwei Kran wöchentlich. Die Kinder wurden hauptsächlich im Lesen und Schreiben des Hebräischen und Persischen und zwar des letzteren in hebräischen Buchstaben unterrichtet. Auch wurden ihnen die Gebete, seltener die Bibel und noch seltener „*Raschi*“ beigebracht. Mit dem Talmudstudium beschäftigen sich nur die Rabbiner. Die Kenntnis der jüdischen Literatur ist bei den persischen Juden überhaupt nicht sehr verbreitet.

Während der letzten Jahrzehnte hat das Leben die persischen Juden die Notwendigkeit gelehrt, ausser dem Hebräischen noch andere Kenntnisse zu erwerben. Viele fingen bei den Mollahs die persische Sprache zu erlernen an, die mutigeren traten in die Schule der amerikanischen protestantischen Missionäre ein. Es gab einzelne Versuche, in die polytechnische Staatsschule einzutreten, wo die Schüler ausser dem unentgeltlichen Unterricht noch Kost und Kleidung bekommen. Die Regierung hinderte die Juden darin nicht, aber nach einiger Zeit waren sie durch das feindselige Benehmen der übrigen Schüler zum Austritt genötigt. Die

letzteren weigerten sich nicht nur, aus einem Gefässe mit den Juden zu trinken, sondern auch neben ihnen zu sitzen. Jetzt findet man in dieser Schule nur 2—3 jüdische Jünglinge, die Medizin studieren.

Die Bedeutung der muhammedanischen Geistlichkeit und ihr Einfluss auf das Volk, die während der Regierung Nassreddins etwas abgenommen hatten, haben gegen das Ende seiner Regierung, besonders nach dem Volksaufstande, wieder zuzunehmen begonnen. Die Geistlichkeit forderte von den Juden wieder die Erfüllung demütigender Vorschriften, die sie in der letzten Zeit nicht so streng befolgt hatten. So durften die Juden bei regnerischem Wetter ihr Viertel nicht verlassen, sie mussten unbedingt den Kopf rasieren und, was die Hauptsache war, auf dem Kleide ein besonderes Zeichen tragen. Dieses Zeichen bestand in ganz Persien aus einem runden roten Fleck, den sie auf dem Oberkleide in der Höhe der Brust zu tragen verpflichtet waren. Nach vielen Bemühungen gelang es den Juden endlich, dieses Zeichen zwar nicht völlig zu beseitigen, aber es durch ein weniger augenfälliges, nämlich durch eine silberne Schnalle mit einer arabischen Inschrift, *beni Israel*, zu ersetzen, was schon einen grossen Fortschritt bedeutete. Die wenigen Wagehälse, die es versuchten, auch dieses Zeichen nicht zu tragen, waren vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Sobald jemand, sogar im Viertel selbst, einen Juden ohne Zeichen bemerkte, wurde dieser geschlagen, arretiert u. dergl.

Der erste Direktor der Alliance-Schule veranlasste nach seiner Ankunft in Teheran seine Schüler, das Zeichen nicht zu tragen. Das rief den Zorn der muhammedanischen Geistlichkeit hervor. Die Regierung forderte daher, dass die Schüler gleich den anderen Juden das Zeichen tragen sollten. Der Direktor hatte aber Energie genug, um die Sache bis zum gewünschten Ende zu führen, so dass jetzt nicht nur die Schüler, sondern alle Juden das Zeichen nicht mehr tragen.

Trotz des Fehlens dieses Unterscheidungszeichens werden die Juden doch auf Schritt und Tritt meist ohne jede Veranlassung ihrerseits von den Persern beleidigt, was eine so gewöhnliche Erscheinung ist, dass sie sich den Anschein geben, unbedeutendere Beleidigungen, wie einen Steinwurf, einen Stoss, einen Hieb u. dergl. seitens der Vorübergehenden nicht zu bemerken. Um die Entweihung oder sogar die Schändung einer Leiche zu vermeiden, werden die Leichen fast im Laufe durch die Stadt getragen. Das Streben der Juden, immer im Schatten zu bleiben und nicht aufzufallen, zwingt sie, sich ein ärmeres und mitleidswerteres Aussehen zu geben, als es der Wirklichkeit entsprechen würde, weshalb sie in ein anderes Extrem, das der Nachlässigkeit, verfallen, die sie in den Augen der eleganten Perser erniedrigt.

Die Juden unterliegen auch jetzt noch vielen Ausnahms-gesetzen, obgleich diese nur auf dem Gewohnheitsrechte begründet sind; so erscheint der Jude nie zu Pferde in der Stadt; die Juden, deren Tuchhandlungen im Viertel oder in den umliegenden Strassen sich befinden, können ihre Stoffe nur ellenweise, diejenigen aber, die ihre Läden im Karavan-Serail haben, nur in ganzen Stücken verkaufen u. dergl. Die Juden sind gezwungen, zu gehorchen, denn sonst wird der Schuldige geschlagen, und im Falle seiner Verhaftung kostet die Befreiung sehr viel Geld.

Die persischen oder wenigstens die Teheraner Juden haben keinen tiefen religiösen Sinn, und bei der völligen Abwesenheit des Nationalgefühls vergrössert jedes Ereignis, wie z. B. die häufigen Judenverfolgungen und sogar die Forderung des Zeichen-tragens auf dem Kleide, die Zahl der Abtrünnigen. Obgleich Fälle gewaltsamer Bekehrung, in Teheran wenigstens, jetzt unbekannt sind, sind doch Fälle der sozusagen halb gezwungenen Bekehrung nicht selten. Besonders oft geschieht dies bei Musikanten und Sängern. Wenn einer von ihnen einer hochgestellten Person gefällt, so wird er zurückbehalten und schliesslich zum Islam bekehrt. Keine Seltenheit sind auch Fälle, wo Juden aus Furcht vor Strafe oder um eine Erbschaft zu erlangen, zum Islam übertreten.

Von den christlichen Konfessionen hat bei den Juden der Protestantismus einigen Erfolg gehabt. Jetzt zählt man etwa 150 Juden-Protestanten. Die meisten wurden durch die völlige Abwesenheit des Zeremoniells, sowie durch die Möglichkeit, die jüdischen Speisen- und Sabbatgesetze zu umgehen, angelockt. Von den Hauptunterschieden zwischen Judentum und Christentum haben sie keinen Begriff. Wie die Armenier und Chaldäer, die zum Protestantismus oder Katholizismus übertreten, dennoch zu den Armeniern und Chaldäern gezählt werden, so werden auch die zum Protestantismus bekehrten Juden zu den Juden gerechnet; sie wohnen im jüdischen Viertel, besuchen am Jom-Kippur die Synagoge und einige von ihnen essen sogar *koscher*.

Die bei den persischen Juden üblichen Namen kann man, wie die der europäischen, in zwei Kategorien teilen: 1) die biblischen und talmudischen Namen und 2) diejenigen, die sie den Völkern, unter denen sie wohnten, entlehnt haben. Es gibt bei den persischen Juden viele Namen arabischer und iranischer Herkunft, wie weibliche, so auch männliche. Bemerkenswert ist es dabei, dass die männlichen Namen arabischer Herkunft dieselben sind, die auch bei den Persern üblich sind, während die weiblichen, obgleich arabischer Herkunft, von den Persern nicht gebraucht werden. Unter den persischen Namen gibt es viele altertümliche, die die Perser nicht mehr gebrauchen und die sich

nur bei Juden und Gebern erhalten haben. Die hebräischen Namen werden ziemlich rein ausgesprochen, nur einige von ihnen werden in der Umgangssprache auf muselmanische Art wiedergegeben, wie z. B.: anstatt Joseph *Jussuf*, anstatt Schelomoh *Sulejman*, *Daud* anstatt David, *Ibrahim* anstatt Abraham u. dergl. Andere Namen werden auch, analog wie in Europa, auf muselmanische Art dem Klange nach verändert, wie z. B. Mordechai in *Murad*, Ezechiel in *Ak-Nasar*.

Familiennamen sind bei den Juden, wie auch bei den Persern, nicht üblich. Zur Unterscheidung setzt man dem Namen einen Beinamen hinzu, der auf die Beschäftigung oder die Herkunft hinweist, wie z. B.: *Bessas*, Tuchhändler; *Dalal*, Vermittler; *Antikfrusch*, Antiquitätenhändler; *Cheijat*, Schneider; *Isfukani* aus Ispahan; *Dardaschti*, *Schirassi*, *Kaschi*. Den Namen des Vaters hinzuzufügen ist wenig gebräuchlich; es ist sogar bei den religiösen Zeremonien nicht obligatorisch. Dem Namen der Rabbiner, Schochtim und anderer gelehrter Personen setzt man das Wort „Mollah“ vor. Die weniger gelehrten Personen nennt man *Acham* (Chacham). Personen, die in Jerusalem gewesen sind, nennt man wie die Mekkapilger *Adschi*. Personen mit einigen weltlichen Kenntnissen nennt man *Mirsa*, endlich werden wohlhabende und geehrte Bürger *Aga* genannt. Meistens aber gebraucht man sogar in der Ansprache nur den Namen ohne Titel oder andere Ehrenwörter. Den weiblichen Namen werden nie Ehrentitel hinzugefügt.

Die Aussprache des Hebräischen bei den persischen Juden steht im ganzen der sephardischen nahe, es gibt aber auch einige Unterschiede. So wird ץ nicht als z, sondern als ss (ארץ: *aress*) gelesen; ף wird überhaupt nicht ausgesprochen (חמישי: *amischi*); ן lautet fast immer wie u (תורה: *tura*) und nur selten wie o (שלום: *schalom*). Es gibt keine bestimmten Regeln dafür und die Abweichungen werden durch Forderungen des Wohlklanges (*gusch nichat* — das Ohr verlangt) erklärt. Bemerkenswert ist die Aussprache des Buchstaben ך, die zwischen g und k, jedoch näher an g liegt.

Die persischen Juden schreiben hebräisch und persisch mit hebräischen Buchstaben, wobei die Quadratschrift nur bei dem Schreiben der Thorarollen u. dergl. gebraucht wird, für alles Profane wird die rabbinische Schrift gebraucht, wobei die Buchstaben nicht miteinander verbunden werden. Die bei den europäischen Juden übliche Kursivschrift ist den persischen Juden unbekannt.

Wichtige Dokumente, wie z. B. die *Kethubba*, werden auf gutem chinesischen Papier geschrieben, wobei die Ränder durch Aufleimen bunten Papiers und der Text selbst durch bunte Zeichnungen und Arabesken, manchmal in Gold, verziert werden.

Ueberhaupt spielt die Kunst des Schreibers im Leben der persischen Juden eine grosse Rolle, denn es existiert in Persien keine einzige jüdische Druckerei.

Bücher müssen, bis sie nach Persien kommen, einen langen Weg zurücklegen, weshalb sie verhältnismässig teuer sind. Die Sitte, die Gebete auswendig zu lernen, wird dadurch erklärt, dass die Gebetbücher, besonders in früheren Zeiten, teuer waren. Unter den älteren Leuten findet man keinen, der die Alltags- und Sabbatgebete nicht auswendig kennt.

In Teheran gibt es etwa 20 Synagogen, die häufig zu zwei oder drei in demselben Hofe sich befinden. Die Synagoge besteht meistens aus einem viereckigen, ziemlich hohen Zimmer. Die Nord- oder die Südseite hat eine Reihe schmaler Türen, die sich direkt in den Hof öffnen und die meistens, wie in allen persischen Bauten, die Fenster ersetzen. Die Mitte der Decke wird durch vier Säulen gestützt, die auf den Ecken einer gemauerten viereckigen Erhöhung ruhen, die oft von einem niedrigen Geländer umgeben ist. Auf dieser Erhöhung, *Sidah* genannt, befindet sich ein schmales, hohes Tischchen, an dem der Chasan die Gebete verrichtet und die Thora vorliest. Die Synagogen sind nicht wie in Europa gegen Osten, sondern gegen Westen (Jerusalem) gerichtet. In einer Nische, die sich in der Westwand befindet, steht die Thorarolle hinter einfachen Calico-, selten seidenen Vorhängen. Schränke für die Thorarollen (Aron Kodesch) sind ihnen völlig unbekannt. Der Boden ist mit Teppichen belegt. Es gibt kein besonderes Lokal für Frauen. Gewöhnlich befinden sie sich im Hofe, und wenn viele Frauen erwartet werden, wird für sie ein besonderer Raum durch Calicovorhänge abgetrennt. Bei schlechtem Wetter sitzen die Frauen in einer Galerie, die gewöhnlich auf der Ostseite über dem Eingange aufgebaut ist und von der Synagoge selbst durch ein Gitter aus Mauerwerk oder eine Holzbalustrade abgeteilt ist. Die Frauen nehmen keinen regen Anteil am Gottesdienst, dem sie nur beiwohnen, ohne zu beten.

Man sitzt in der Synagoge auf dem Boden nach allen Richtungen gewendet: an allen vier Wänden und mit dem Rücken gegen dieselben gekehrt, um die Erhöhung, auch mit dem Rücken gegen dieselbe, folglich mit dem Antlitze gegen die Wände, und zwischen diesen beiden Reihen, in den Durchgängen. Nur in der grössten Synagoge von Teheran befinden sich an den Wänden Bänke aus Backsteinen, so dass eine Reihe der Betenden auf denselben sitzt. Natürlich wird die Fussbekleidung am Eingange zurückgelassen. Vor den geehrten oder reichen Gemeindemitgliedern, die an der Westwand oder unweit derselben sitzen, stehen niedrige, schmale Tische, in denen Gebetbücher aufbewahrt werden. Als Ehrenplatz gilt diejenige Ecke der Westwand, der die Fenster-

tür in der Seitenwand am nächsten ist. Dieser Platz gehört dem Rabbiner, dem Mollah, dem Schochet, überhaupt dem vornehmsten Gemeindemitgliede. Diesen Personen wird eine besondere Ehre erwiesen. Bei ihrem Erscheinen stehen alle von den Sitzplätzen auf u. dergl.

Die Vorhänge, die die Nischen für die Thora verdecken, sind mit hebräischen Aufschriften aus freier Hand beschrieben. Am häufigsten trifft man Auszüge aus den zehn Geboten oder Bruchstücke aus den Gebeten, seltener Zeichnungen, die den Tempel in Form eines viereckigen Ziegelgebäudes aus dunkelroten Ziegeln mit hoher Kuppel oder seine Westwand, Rahels Grab u. dergl. darstellen. In einigen Synagogen zieht sich eine breite Papierkante mit Auszügen aus Gebeten in grosser Quadratschrift in zwei Zeilen geschrieben unter der Decke um die Wände.

Keine Synagoge hat feststehende Einkünfte. Für die Plätze wird nichts bezahlt, und die einzigen Einnahmen sind die Spenden bei dem Lesen der Thora, bei Familienfesten u. dergl. Die Spenden sind meistens sehr klein und bestehen in Oel, einer geringen Zahl von Lichtern oder in Geld. Dementsprechend sind auch die Ausgaben gering: 3—4 Kran monatlich dem „Schames“ (gewöhnlich ein Alter, der von seinen Kindern erhalten wird oder irgend ein Kleinhändler) für die Reinhaltung, ebensoviel für die Beleuchtung im Winter, denn im Sommer wird der Abendgottesdienst der unerträglichen Hitze wegen im Hofe bei nur einem Lichte oder auf dem Dache abgehalten. Jede Synagoge verteilt unter die Armen so viel Almosen, als sie vermag, beteiligt sich an den Gaben, die im Namen der Gemeinde den aus dem Heiligen Lande kommenden Rabbinern gereicht werden, und hat noch ausserdem ihr eigenes Gebäude im Stande zu halten.

Wie bei allen Juden ist die Thorarolle das Heiligtum des Tempels. Die Thora ist auf Pergament geschrieben und unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von der bei den westlichen Juden gebräuchlichen, desto verschiedener ist aber ihr äusseres Aussehen. Die Rollen befinden sich in Holzbehältern von zylindrischer oder achteckiger Form. Diese Behälter bestehen aus zwei Teilen; an jedem ist eine von den Stangen, auf die das Pergament aufgewickelt ist, befestigt. Beim Auseinanderklappen kommt die zu lesende Spalte ganz horizontal in ihrer ganzen Breite auf der Oeffnung der beiden Hälften zu liegen. Die Behälter sind mit Zeichnungen und Ornamenten verziert und lackiert, manchmal sind sie mit reicher sogenannter Schirasser Arbeit, d. h. mit feiner Mosaik aus eingelegtem Bein oder Metall bedeckt. Manchmal sind sie in einen Ueberzug aus Seide oder anderen Stoffen gehüllt. Der Ueberzug ist vorn aufgeschlitzt, um das Oeffnen zu ermöglichen. Bei geschlossenem Behälter wird er mit Bändchen zu-

sammengezogen. Infolge dieser Einrichtung ist den persischen Juden das Aufheben und Zusammenrollen der Thora: Hagbah und Gelilah völlig unbekannt. Die oberen Enden der Stangen ragen durch die Decke des Behälters hervor. Ausserdem sind in Oeffnungen der oberen Decke Stangen angebracht, die mit Silberzieraten behängt werden. Die in Europa üblichen Verzierungen in Form einer Krone oder eines Schildes sind hier unbekannt. Der Zeiger (Jad) ist ebenfalls von dem der Aschkenasim verschieden.

Das Einbringen einer neu geschenkten Thorarolle in die Synagoge wird gewöhnlich am ersten Tage des Pfingstfestes oder am Hoschana-Rabba vollzogen. Nach allgemein jüdischer Sitte wird die Nacht vor diesem Tage wachend zugebracht. Mit Tagesanbruch wird die Thorarolle aus dem Hause des Schenkenden in feierlicher Prozession mit angezündeten Laternen und Lichtern unter Musik und Gesang in die Synagoge getragen. Eines der dabei gesungenen Lieder lautet in lokaler Aussprache:

Vorsänger: Chor:

<i>Gedülím</i>	<i>Israel</i>
<i>Gíburím</i>	"
<i>Asídím</i>	"
<i>Temamím</i>	"
<i>Jescharím</i>	"
<i>Beruchím</i>	"
<i>Sadíkím</i>	"

Manchmal heisst es scherzhaft:

Gamalím *Ischmael* usw.

Der Spender trägt gewöhnlich die Thora selbst. Manche Teilnehmer des Zuges tanzen sogar bei dieser Gelegenheit, und die auf den Dächern zusammengedrängten Frauen empfangen und begleiten den Zug mit ihrem charakteristischen Geschrei. Liegt das Haus des Schenkenden in der Nähe der Synagoge, so wird die Thora auf einem Umwege dorthin getragen, wobei unterwegs auf dem erwähnten Platze ein Hammel als Opfer geschlachtet wird. Manchmal lässt man dabei Raketen steigen. Bei dem Hineintragen der Thora opfern viele ihr zu Ehren eine gewisse Summe unter dem gewöhnlichen Segenspruch.

Der gewöhnliche Preis einer in Persien geschriebenen Thorarolle ohne Behälter beträgt 100—120 Tumans. Die aus Bagdad eingeführten gelten als die am besten geschriebenen und kosten 200—250 Tumans.

Wenn die Thora zum Vorlesen auf die Erhöhung in der Mitte der Synagoge gebracht wird, so wird sie nach Oeffnung des Behälters auf den Tisch gestellt oder von einem gehalten, wobei man sie zuerst nach Westen, dann nach den anderen Seiten wendet.

Einer zeigt dabei auf die Stelle, wo das Lesen an diesem Tage anfangen soll, und alle auf dieser Seite Stehenden nähern sich, heben die rechte Hand so in die Höhe, dass sie die Thora berühren kann, und sagen dabei den üblichen Segenspruch.

Die Ruhe in der Synagoge lässt viel zu wünschen übrig. Nicht selten wird der Gottesdienst durch Zank und Lärm unterbrochen.

Alle, sogar 8–9jährige Knaben, tragen während des Gottesdienstes einen Tallith, der hier gewöhnlich „*Sissith*“ genannt wird. Die sogenannten „Arba-Kanfos“ tragen nur wenige. Die Talethim sind nicht gross und reichen, da sie über den Kopf gezogen werden, dem Betenden nur bis zum Gürtel. Auf die Stelle, die auf die Stirne zu liegen kommt, ist ein runder oder ovaler roter Fleck mit der Aufschrift שרי angenäht. Wie die der westlichen Juden sind sie aus weisser Wolle mit schwarzen Streifen. Nicht selten sind jedoch die Streifen hell- oder dunkelblau.

Das Gebetritual der persischen Juden ist dem der Sephardim der Mittelmeergegenden ähnlich und umfasst die ganze mittelalterliche synagogale Poesie der spanischen und italienischen Juden. Das beweist, dass sie Jahrtausende hindurch, wahrscheinlich durch Vermittlung von Palästina, die Verbindung mit ihren westlichen Brüdern unterhielten, da sie nicht nur die „Pijutim“ und „Selichot“ angenommen haben, sondern auch das nach deren Abfassung erschienene Werk „Schulchan-Aruch“. Die synagogale Poesie der deutschen und der polnischen Juden ist ihnen völlig unbekannt. Es fehlen bei ihnen die Gebete, die das religiöse Gefühl am tiefsten bewegen, wie das Gebet „Jiskor“, וְיִסְכֹּר וְיִרְחֹק und andere.

Vorbeter von Profession kennt man nicht. Gewöhnlich betet ein Gemeindemitglied oder ein „Mollah“ vor. Hierzu laden an Sabbat- und Feiertagen vor dem Anfange des Gottesdienstes die einflussreicheren Gemeindemitglieder einer den anderen ein. Die Psalmen des Morgengebetes werden der Reihe nach von mehreren Personen, meist von jungen Leuten und Knaben, vorgelesen. Im allgemeinen unterscheidet sich der Gottesdienst derart von dem in den Synagogen der Aschkenasim üblichen, dass ein Andersgläubiger meinen könnte, dass es sich um Gottesdienste verschiedener Konfessionen handle. Die Gebete werden in einem eintönigen, nieselnden Rezitativ vorgetragen. Das Vorlesen der Thora erinnert, obgleich es nach „Taamim“ geschieht, doch an das Rezitieren der Gebete. Die „Selichot“ werden noch eintöniger und mit trauriger Stimme vorgetragen, so dass sie an die Vorträge der Schiiten zum Andenken der Leiden Husseins und Hassans im Monate Mocharem erinnern. An grossen Feiertagen wird der Gesang des Vorbeters von drei oder vier Gehilfen begleitet.

Charakteristisch für den Gottesdienst der persischen Juden

ist der Gebrauch der persischen Sprache. Fast regelmässig wird nach dem Vorlesen der „Haftorah“ eine persische Uebersetzung derselben laut vorgetragen, ebenso am Rosch-Haschanah, Jom-Kippur und an den Fasttagen die Uebersetzung der „Pijutim“, „Selichot“ u. dergl. Die Uebersetzungen werden entweder nach handschriftlichen Sammlungen gelesen oder an Ort und Stelle nach dem hebräischen Texte improvisiert, worin manche sehr geschickt sind. Diese Sitte hat schon oft Konflikte mit den Persern verursacht, da muhammedanische Mollahs, Achunden(Theologieschüler), Seiden u. dergl. an Feier- und Fasttagen in die Höfe der Synagogen zu kommen pflegen, um neugierig zu beobachten, was im Innern vorgeht, und natürlich besonders aufmerksam zuhören, wenn in persischer Sprache vorgelesen wird. Ein schlecht übersetztes, missverständenes oder falsch gedeutetes Wort ist oft, besonders in früheren Zeiten, die Veranlassung schwerer Anklagen und Angriffe des fanatisierten Pöbels gegen die Juden gewesen.

Am feierlichsten ist der Gottesdienst am Schewuothfeste, weil in diesem Tage gewöhnlich der Synagoge verschiedene Spenden, silberne Verzierungen, Thoravorhänge u. dergl. dargebracht werden. Der Fussboden der Synagoge, der Tisch und die Thora selbst werden an diesem Tage mit Rosenblättern bestreut, und der Opfernde verteilt Zuckerwerk unter die Anwesenden. An diesen Tagen lesen die Knaben im Alter von 9—11 Jahren zum ersten Male die Thora vor, natürlich unter Leitung und Aufsicht ihres Lehrers. In der Synagoge, wo ein solches Fest stattfinden soll, beginnt der Gottesdienst etwas später, so dass zur Zeit des Thoralesens eine Menge aus den anderen Synagogen zusammenströmt, besonders Frauen und Kinder, die nicht nur die Synagoge, sondern auch ihren Hof füllen. Sobald die Thora auf die „*Sidah*“ gebracht und geöffnet ist, beginnt noch vor dem Vorlesen der Vortrag der Psalmen (LXV und andere) und „Semiroth“, derselben, die bei Trauungen gesungen werden, denn der Knabe wird als „Chathan Thora“ betrachtet. Sein Vater verteilt während des Singens Zuckerwerk, mit dem auch die Thora beworfen wird. Am Sabbath der Woche, in der der Knabe 13 Jahre alt wird, wird er zum Lesen der „Haftorah“ aufgerufen.

Predigten sind wenig üblich. Die heimischen Geistlichen sprechen selten und nicht lange, viel öfter tun es die zugereisten Chachams, von denen die Palästinischen Rabbiner manchmal hebräisch sprechen. Häufiger sind die Predigten während der sogenannten *Jeschiwa*, d. h. Versammlungen in einem Privathause, wenn die Nacht des Hoschanah-Rabba durchwacht wird, am ersten Pfingsttage und beim Lesen der „Selichot“. Im allgemeinen unterscheidet sich die Predigt nicht von der „Deraschah“ der westlichen Juden, nur besteht sie mehr aus Gleichnissen (Maschal), als aus talmudistischem „Pilpul“.

Der Sabbat wird wie bei den Juden aller anderen Länder gefeiert, jedoch gestattet man sich, weil Teheran von einem Wall und Graben umgeben ist, im Tragen verschiedener Kleinigkeiten u. dergl. einige Freiheiten. Die Sabbatfeier beginnt Freitag abends viel später als bei den westlichen Juden, und dasselbe kann überhaupt von allen Feiertagen gesagt werden. Sogar am Vorabende des Rosch-Haschanah herrscht im Judenviertel bei Sonnenuntergang noch volles Werktagstreiben. Als Störung der Sabbatruhe wird von einigen nur das Reiten angesehen, an dem Fahren in der Tramway oder in einem Fiaker nimmt man keinen Anstoss.

Im allgemeinen wird das Passahfest nach demselben Ritual wie bei den westlichen Juden gefeiert. Die Mazzah, ziemlich dick und rund, wird mit Beimischung von Erbsenmehl gebacken. Für den „Afikomen“ wird eine besondere, nicht grosse, aber sehr dicke und harte Mazzah gebacken. Hülsenfrüchte und insbesondere Reis sind erlaubt. Tee trinkt man mit Rosinen und Datteln. Zum Abendmahl während der ersten Abende des Passahfestes bereitet man als Passahopfer Geflügel, nicht selten aber auch ein ganzes Lamm. Das Lesen der Hagadah beginnt mit den Worten קִדְּשׁ וְרַחֵץ קַדֵּשׁ, die bekanntlich bei uns nicht gelesen werden, sondern sozusagen nur als Programm dienen. Während des Lesens des Stückes, dessen Verse mit dem Worte קִדְּשׁ endigen, bewehren sich alle Anwesenden mit jungen Zwiebelstengeln, mit denen sie einander scherzend schlagen. Das bei uns übliche Abgiessen des Weins an gewissen Stellen ist hier unbekannt. Ueberhaupt wird während dieser Abende viel getrunken, gesungen und gescherzt. Das Hagadahlesen geschieht langsam, mit Unterbrechungen, während deren man Wasserpfeifen raucht und an Blumen, Orangen und anderen Früchten, Rosenwasser u. dergl. riecht. Das letztere geschieht speziell, um die Gelegenheit zu haben, den entsprechenden Segenspruch herzusagen.

Nach Beendigung der Hagadah nimmt man irgend etwas auf die Schultern, einen Stab in die Hand, und begibt sich in das Haus des Nachbarn, wobei sich folgender Dialog entwickelt:

Auf das Anklopfen an die Tür fragt der Nachbar:

Ki 'jst? (Wer ist dort?)

Israel.

As kudscha omadi? (Woher bist du gekommen?)

As Misraim

usw. in entsprechender Art.

Die persischen Juden suchen gern die Gelegenheit, so viel Segensprüche als möglich auszusprechen. So versammeln sich z. B. am Vorabend des 15. Schewat viele bei einem wohlhabenden Wirte, der die grösstmögliche Anzahl von Baum- und Erdfrüchten (gebratene Weizenkörner, Erbsen, Kürbissamen), Getränken, Speisen,

wie gebratene Fische vorbereitet hat, wobei nicht weniger auf die Mannigfaltigkeit als auf die Quantität der Speisen gesehen wird. Jeder von den Anwesenden spricht der Reihe nach seinen Segenspruch über eine neue Art und alle übrigen kosten davon. Bei der Rückkehr von einem Begräbnisse reicht man den Trauergästen gestossene Kaffeebohnen, die man löffelweise verzehrt, Früchte, Rosenwasser, woran man riecht, und Tee, worüber immer der entsprechende Segenspruch laut hergesagt wird. Zu demselben Zwecke stellt man (die Winterszeit ausgenommen) an Sabbat- und Feiertagen in Synagogen und Häusern Blumensträusse auf. Dasselbe geschieht bei Kiddusch und Hawdalah.

Der Fasttag des 9. Ab ruft eine grosse Trauer hervor. Abends nach dem Lesen der meist in persischer Sprache verfassten „Selichot“ spricht der Mollah oder Hasan einige Worte über die Tempelzerstörung und fügt hinzu: „Heute sind so und so viel Jahre seit der Tempelzerstörung verflossen,“ worauf alle niederfallen und sich laut klagend das Gesicht mit vom Erdboden aufgerafftem Staube bestreuen. An diesem Tage entfernt man die Teppiche aus den Synagogen und die Betenden sitzen auf dem blossen Erd- oder Steinboden. Während des Morgengebetes werden Spenden für die Armen gesammelt. In den ersten Tagen des Monates Ab wird ein Erlösungsoffer, *Kaparah*, von denen geschlachtet, die während einer Krankheit oder eines Unglückes ein solches gelobt haben.

Sonst wird die *Kaparah* wie gewöhnlich am Vorabende des Jom-Kippur, oder von einigen am Vorabende des Rosch-Haschanah geschlachtet. Uebrigens wird jedes geschlachtete Tier als Sühnopfer für die betreffende Person gerechnet, und die bei der *Schechitah* wenn auch nur zufällig Anwesenden sagen das Gebet *זה פירי*. Dabei bestreicht man sich und besonders den Kindern die Stirne mit dem Blute des Opfers.

Der Kuss spielt in den Gebräuchen der persischen Juden eine wichtige Rolle. Bei dem Eintritt in die Synagoge und bei dem Aussprechen des üblichen Segenspruches fährt man mit der Hand über das Gesicht von der Stirn bis zum Barte und küsst sie dann. Dasselbe tut man bei dem Lesen des „Schema“. Der zum Thoralesen aufgerufene und der Kohen, der den Segen gesprochen hat, berühren, auf ihre Plätze zurückkehrend, die Gemeindemitglieder mit einem Talithzipfel, wobei der Berührte sie mit beiden Händen anrührt, worauf beide ihre eigenen Hände küssen. Man küsst die Gebetbücher vor und nach dem Gebete, die Phylakterien, die Thora, die Mesusah u. dergl.

Die Kohanim sprechen ihren Segen bei jedem Morgen- und Mussaphgebete. Das Abendgebet wird sogar am Vorabend des Sabbats oder anderer Feiertage vom Vorbeter ohne Talith ver-

richtet. Sogar am Abende des Jom-Kippur tragen nicht alle zum Gebete den Talith.

Einige rituelle Gebräuche der persischen Juden fallen mit denjenigen der westlichen Juden zusammen, was als Beweis der Altertümlichkeit der Gebräuche und ihres Ursprungs aus dem gemeinsamen Vaterlande dienen kann. So z. B. das Wippen auf den Zehen bei der „Keduschah“ und die Art der Verbeugungen während des „Achtzehn-Gebetes“, indem zuerst die Knie gebeugt werden.

Im Orient, wo alles beständig eine Kopfbedeckung trägt, wird es klar, dass diese Sitte weniger aus religiösen Anschauungen als aus Anstandsregeln („Derech-Erez“) entsprungen ist. Wenn man im Orient die Kopfbedeckung in jemandes Anwesenheit abnimmt, so beleidigt man ihn, und das hat wahrscheinlich die Sitte hervorgerufen, den Gottesdienst mit bedecktem Haupte zu verrichten.

Die Zubereitung des Geflügels könnte einer frommen Jüdin Entsetzen einflößen. Der Kopf wird nicht abgeteilt, die durch den Hals gehende Ader wird nicht ausgeschnitten u. dergl. Ausser dem bei den europäischen Juden üblichen Geflügel genießt man noch Sperlinge und Rebhühner.

Am Rosch-Haschanah wird das „Taschlich“-Gebet nicht nur an fließendem Wasser, sondern auch an Wasserbehältern verrichtet.

Am Jom-Kippur sind alle weiss gekleidet, dicke Wachslichter werden vierundzwanzig Stunden lang gebrannt. Das Schlagen an die Brust bei dem Lesen des Bussgebetes „Al-Chet“ wird selten geübt. Ueberhaupt schlagen sich die persischen Juden bei dem Lesen rührender Stellen mit der Handfläche eher an die Stirn, als an die Brust.

In den Tagen von Jom-Kippur und Rosch-Haschanah wird ein besonderes Gebet um „Parnassah“ verrichtet.

Der Ueberreste des Wachslichtes, das während des ganzen Jom-Kippur gebrannt hat, suchen sich die Knaben gern zu bemächtigen. Aus diesen Resten bereitet man Lichter für die „Hawdalah“, besonders aber kleine Kerzchen, die man an einer Stange befestigt während der Prozession an Simchat-Thora angezündet herumträgt.

Am Sukkothfeste ist die Verzierung der Laubhütte mit verschiedenen Früchten obligatorisch. Die Laubhütte stellt gewöhnlich ein Zelt vor, das manchmal reich mit Teppichen behängt und mit Zweigen bedeckt ist. Festliche Aufzüge mit Thorarollen, von Tänzen, Lärm und Gesang begleitet, werden nicht nur am Abende des Simchat-Thora, sondern auch am folgenden Abende oder am nächsten Sabbatausgange abgehalten. Nicht selten zwingt man dabei Greise auf kleinen, von der Menge in die Höhe gehaltenen

Tischchen zu tanzen, wobei die Frauen die Luft mit ihrem charakteristischen Tremolo erfüllen.

Die persischen Juden beerdigen ihre Toten binnen 3—4 Stunden nach dem Eintritt des Todes, natürlich ohne Sarg. Das Leichengewand wird an Ort und Stelle genäht, woran jeder Anteil zu nehmen sucht. Die Bahre, auf der die Leiche getragen wird, ist höchst primitiv gezimmert.

Man besucht den Friedhof an denselben Tagen wie bei den westlichen Juden, d. h. hauptsächlich am 9. Ab und im Monate Elul, und zwar gewöhnlich am frühen Morgen. Wenn sich eine genügende Zahl von Männern versammelt hat, liest man „Selichot“ meist persisch, wobei man sich neben der Pforte, die zum Friedhofe führt, aber ausserhalb desselben, auf die Erde setzt. Fläschchen mit Rosenwasser und Aepfel gehen dabei von Hand zu Hand, um einen Segenspruch sprechen zu können. Während des Totengebetes begiesst man das Grab mit Rosenwasser und legt an die Ecken und in die Mitte je einen Apfel. Beim Verlassen des Friedhofes werden auf das Grab ein Grashalm und ein Steinchen, die zuerst geküsst werden, niedergelegt.

Bücherschau

von Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad.

Oberkantor **P. Minkowsky**. Die Entwicklung der synagogalen Liturgie bis nach der Reformation des 19. Jahrhunderts. Odessa, 1902. Klein 8°. 65 S. 1 Mk.

Der gelehrte Oberkantor der Brodyer Gemeinde zu Odessa hat in diesem Büchlein einen vortrefflichen orientierenden Ueberblick über die Entwicklung der synagogalen Liturgie gegeben.

In den ersten Kapiteln streift der Verfasser kurz die Frage vom Ursprunge der geistlichen Musik, schildert die Entwicklung der Liturgie im Christentum und den Einfluss der Reformation auf dieselbe. Viel ausführlicher bespricht er die drei reformatorischen Ordnungen der synagogalen Liturgie: die talmudische, die gaonische und die Ordnung der Buchdrucker. Ein Vergleich jener mit der letzten des Endes des 18. Jahrhunderts lässt ihn diese eher als Invasion denn als Reformation bezeichnen.

Angenehm berührt der warme nationale Hauch, der das Büchlein durchweht, mag man auch mit dem Endergebnis des Verfassers nicht ganz einverstanden sein. Er sagt nämlich: „Man braucht gar kein Pessimist zu sein, um der synagogalen Musik im Westen den totalen Verfall prophezeien zu können, wenn nicht eine andere Reform, im Geiste der Religion und Tradition, auf orientalischem Boden unternommen wird.“ Andererseits sind aber folgende Worte höchst begrüssenswert: „Jetzt aber, am Anfange des 20. Jahrhunderts, da die Verblendung der Scheinzivilisation schon lange vorüber ist, die Fabel von den drei Ringen bloss Fabel geblieben ist und ein nüchterner Geist im gesamten Leben Israels sich rege macht, ist es auch unsere Pflicht, eine universelle Liturgie, auf religiösen und nationalen Prinzipien aufgebaut, für die Synagoge zu schaffen.“

Mehr die musikalische Liturgie behandelt eine andere Arbeit desselben

Verfassers, auf die ich nebenbei aufmerksam machen möchte. Sie ist betitelt: „Der Sulzerismus und die moderne synagogale Liturgie.“ („Die Wahrheit“ 1905.) Auch hier fallen die verblüffende Belesenheit und die totale Beherrschung des Stoffes auf.

Beide Abhandlungen sind allen Liebhabern des jüdischen Volkstums und besonders den Rabbinern und Kantoren bestens zu empfehlen.

Jacques Faitlowitch. Notes d'un voyage chez les Falachas (Juifs d'Abyssinie). Rapport présenté à M. le Baron Edmond de Rothschild. Paris, Ernest Leroux, 1905. 27 S.

Das Büchlein ist eine kurze Berichterstattung über die Reise des Verfassers nach Abessinien behufs Aufsuchen und genaueren allseitigen Studiums der dortigen Juden.

In der Einleitung werden kurz die Geschichte der Entdeckung sowie der wenigen Versuche jüdischerseits, mit ihren abessinischen Glaubensgenossen in Verbindung zu treten, geschildert. Das erste Kapitel behandelt den Verlauf der Reise selbst, während das zweite Kapitel kurz das Leben und die Sitten der Falaschas beschreibt.

Die Reise dauerte von Januar 1904 bis August 1905. Während dieser Zeit bereiste Faitlowitch fast alle Provinzen des abessinischen Reiches, von Massaua ausgehend. Rührend schildert der Reisende seine erste Bekanntschaft mit einigen Falaschas in Axoum. Sie wollten nicht glauben, dass ihnen ein europäischer Jude gegenüberstehe. „Alle Europäer, „sagten sie,“ die zu uns kommen, geben sich als Juden aus; das ist aber nicht wahr, denn sie predigen das Evangelium. Wahrscheinlich gibt es überhaupt keine Juden mehr auf der Welt. Vor etwa 40 Jahren kam zu uns ein Weissler, der sich Jude nannte, namens Josef (Josef Halévy); auch er versicherte uns von der Existenz der Juden in Europa; er versprach ihr Interesse an uns zu wecken, eine Gesellschaft zu unserer Aufklärung zu gründen, uns Lehrer und Rabbiner zu senden, damit wir lernen, in den Lehren Moses aufrichtig zu wandeln. Wir haben aber seitdem weder irgend eine Sympathie-Bezeugung noch überhaupt eine Nachricht von diesen weissen Juden, auf die wir soviel vertrauten, erhalten. Und doch kennen sie den Weg zu uns, wir aber kennen nicht den Weg zu ihnen. Wir suchten einmal nach Jerusalem zu gelangen, fanden aber nicht den Weg dorthin. Sicher ist, dass nicht nur dieser Josef tot ist, sondern dass es überhaupt keine Juden mehr gibt und dass wir die einzigen Reste derselben darstellen.“

Den Namen Falaschas haben ihnen die umwohnenden Völker beigelegt und bedeutet derselbe „verbannte, ausgewanderte“, also keine Ureinwohner. Sie werden auch „Kailas“ genannt, was „nicht überschreiten“ (einen Fluss am Sabbath) bedeutet.

Die Falaschas wohnen zerstreut in ganz Abessinien, hauptsächlich aber in Amhara. Alle verstehen das Amharische, alle Umgangssprache dienen aber die den verschiedenen Provinzen eigentümlichen Idiome. Das Hebräische ist ihnen absolut unbekannt.

Obgleich die Falaschas die talmudischen Gesetze nicht kennen, besitzen sie doch einige rabbinische Ueberlieferungen. Sehr viel Wert legen sie auf die Bildung ihrer Kinder, die von den Debteras (Gebildete) im Bibellesen in der Gheez-Sprache und von den Kahens (Priester) in den Gebeten und Hymnen unterrichtet werden.

Ihre Synagogen heissen Mesgid. Sie versammeln sich aber auch in Privathäusern oder sogar im Freien, so am *שְׁרֵוּת* auf einer Anhöhe zur Erinnerung an die Thora-Verkündigung am Berge Sinai.

Der Sabbat wird streng beobachtet. Sie haben dieselben Feiertage wie wir, ausser *חַגֵּי הַבָּכָה* und *פֶּסַח*. Nur fallen bei ihnen die Feiertage etwa zwei Tage früher, da sie ihre Monate immer vom Neumond rechnen. Sie kennen die Fasten zur Erinnerung an die Tempelzerstörung, nur sind bei ihnen seltsamerweise der 9. Tamus und der 17. Ab die entsprechenden Trauertage.

Die biblischen Reinheitsgesetze werden von ihnen stets skrupulös beobachtet. Wird ein Andersgläubiger berührt, so muss man den ganzen Tag isoliert bleiben und man wird erst nach einem abendlichen Bade rein. Nur infolge dieser Vorsichtsmassregeln bleiben die Falaschas von den in Abessinien grassierenden ansteckenden Krankheiten unberührt. Die Nidda-Gesetze werden von den Frauen gewissenhaft befolgt.

Die Frauen geniessen eine gewisse Freiheit; sie nehmen an den häuslichen sowie an den allgemeinen Lebensfragen regen Anteil und sind ihren Männern treue Gehilfinnen. Polygamie ist unbekannt.

Die Beschneidung wird an beiden Geschlechtern geübt, aber nicht am Sabbat, da sie dieselbe als Arbeit betrachten.

Während des Passahfestes essen sie Mazzah und trinken keine gärenden Getränke.

Die Schechita wird anders geübt als bei uns, doch bleibt das Prinzip des Blutblassens bewahrt. Die Falaschas essen im Gegensatz zu der übrigen Bevölkerung kein rohes Fleisch, was sie vor Bandwürmern schützt.

Vor und nach dem Essen werden die Hände gewaschen und ein Gebet gesprochen. Sie kleiden sich immer reinlich, gehen immer barfuss und unbedeckten Hauptes, sogar in den Synagogen.

Die Falaschas sind die einzigen Handwerker in Abessinien: sie treiben Ackerbau, sind Schmiede, Steinmetze, Töpfer u. dergl.

Die Falaschas leben mit den Abessiniern in guter Eintracht und sie könnten mit ihrem Los ziemlich zufrieden sein, wenn nicht die Verfolgungen der habgierigen Gouverneure, die sie ausbeuten, für sich arbeiten lassen, sie, um die Gunst des gemeinen Volkes zu erlangen, Kirchen zu bauen zwingen, wobei sie auch am Sabbat arbeiten und tref essen müssen. Andererseits haben sie viel von den einheimischen und europäischen Missionären zu leiden. Vor einigen Jahren versuchte eine grosse Zahl der Falaschas, von impulsiver nationaler Leidenschaft getrieben, Jerusalem zu erreichen. Der Plan scheiterte und die meisten kamen an Hunger und Krankheit um. Diese Gelegenheit benutzten die Missionare, um viele der Uebriggebliebenen zu bekehren, was nicht ohne Druck der Gouverneure geschah. Da sie sich betrogen sehen, möchten sie alle zum Judentum zurückkehren, tun es aber nicht aus Angst vor dem fanatischen Klerus und den grausamen Gouverneuren.

Jetzt liegt es in der Hand ihrer europäischen Glaubensgenossen, den Falaschas bessere Existenzbedingungen zu schaffen.

Die Reisekosten deckte Baron Edm. Rothschild und ist ihm sowie dem tapferen und energischen Reisenden das Judentum für dieses nationale Werk zu ewigem Danke verpflichtet.

Mit Ungeduld erwarten wir das vom Reisenden in Bälde versprochene grosse Reisewerk mit detaillierter Schilderung der Sitten und Gebräuche der Falaschas, ihres häuslichen und sozialen Lebens, sowie ihrer materiellen und geistigen Kultur.

Zeitschriftenschau.

Von Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad.

Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für Modernes Judentum. Jahrg. I—V, 1901—1905.

„Zurück zum alten Judentum“ wurde zur Losung des jungen Judentums. Das Judentum sah sich in seinen besten Gefühlen enttäuscht und machte kehrt. Die gesellschaftliche Absonderung in Europa und die direkten Verfolgungen in Halb-Asien waren die Ursachen. Als Resultat dieser gehobenen nationalen Stimmung und der gewachsenen Selbstachtung sind die vielen Gesellschaften,

Vereine und Zeitschriften zur Förderung echt jüdischen Lebens und jüdischer Gesinnung, sowie jüdischer Kunst und Wissenschaft zu betrachten. Auch „Ost und West“ hat sich diese schwere Aufgabe gestellt, und man muss es neidlos anerkennen, dass es den Leitern dieser Monatsschrift gelungen ist, sie auf ein gewisses Niveau zu bringen und sie für die jüdische Familie unentbehrlich zu machen. Manche Schattenseiten sowie Unvollkommenheiten sind bei einem solchen Unternehmen und bei der noch herrschenden Unsicherheit in der Wahl geeigneter Mittel zur Hebung des Judentums begreiflich und verzeihlich. Besonders verdienstlich ist es, dass die Monatsschrift sich der von unseren „Mitteilungen“ gewissermassen erst entdeckten jüdischen Volkskunde nicht nur annimmt, sondern ihr einen Ehrenplatz einräumt, was sich hauptsächlich im Bilderschmuck kundgibt. Im folgenden bringe ich eine Zusammenstellung alles dessen aus „Ost und West“, was sich auf die jüdische Volkskunde bezieht, wobei mit römischen Zahlen die Jahrgänge und mit gewöhnlichen die Hefte bezeichnet werden.

A. Abhandlungen.

1. Bar-Ami. Das jüdische Volkslied. IV, 3. Besprechung der Liedersammlung von Ginsburg und Marek.
2. Bar-Ami. Eliah, der Prophet. IV, 7, 10, 12. Sagen von — .
3. Bar-Ami. Aus der jüdischen Sagen- und Märchenwelt. V. Der Rabbi und der Geiger, Was Gott lieb hat, Der Todesengel und die böse Frau — 1; Die Insel der Seligen, Die Bürde des Schicksals. Zwei Freunde — 2; Der Traum — ein Leben, Die Seele des Hundes. In letzter Stunde — 4; Eine Nacht im Paradiese, Das Totengesicht — 5; Der Fuhrmann im Himmel — 7/8; Das Vögele — 9.
4. S. B. Die Haggada. I. 4. Kurze Schilderung der Entstehung der Haggada selbst, sowie einiger Gebräuche (Türöffnen.)
5. E. Baneth. Der Sederabend. IV, 4, 5. Beschreibung und Erklärung sämtlicher Zeremonien.
6. M. Buber. Der Rabbi und sein Sohn. Eine Legende. V, 7/8.
7. H. Burchardt. Die Juden in Jemen. II, 5.
8. M. F. Kaukasische Bergjuden. III, 3.
9. F. Feuchtwanger. Die bildenden Künste im jüdischen Kultus. III, 5.
10. O. Glogau. Zur jüdischen Volkskunde und Statistik. II, 8. Veraltet.
11. B. Hirsch. Menschliche Klugheit und menschliche Torheit im jüdischen Sprichwort. V, 5.
12. B. Hirsch. Praktische Lebensweisheit im jüdischen Sprichwort. V, 6—8.
13. D. Joseph. Die Kunst in ihrer Anwendung auf die Gebräuche der Juden. I, 4. Empfiehlt Inventarisierung und Errichtung von Lokal-Museen jüdischer Altertümer.
14. D. Joseph. Stiftshütte, Tempel- und Synagogenbauten. I, 8, 10, 11.
15. H. Landsdell. Die Juden von Buchara. III, 9.
16. E. M. Lilien. Ein Salomonisches Urteil. I, 3. Charakteristik des Spruches eines Rabbinen.
17. R. Loewe. Die jüdisch-deutsche Sprache. IV, 10.
18. B. Samuel. Synagogale Kunst. III, 6. Nach Bersohn.
19. F. Schach. Das jüdische Theater, sein Wesen und seine Geschichte. I, 5.
20. B. Segel. Synagogale Kunst. I, 4. Nach Bersohn.
21. B. Segel. Der Jude und seine Umwelt im jüdischen Sprichwort. III, 2.
22. B. Segel. Die Frau im jüdischen Sprichwort. III, 3.
23. B. Segel. Das Geld im jüdischen Sprichwort. III, 7.
24. B. Segel. Gott, Welt und Mensch im jüdischen Sprichwort. IV, 2.
25. B. Segel. Glück und Schicksal, Leben und Tod im jüdischen Sprichwort. IV, 6.

26. M. Steif. Die Purimfeier in historischer Beleuchtung. V, 3.
 27. K. Waldberg. Der Chassidismus. I, 3.
 28. S. Weissenberg. Jüdische Kunst und jüdisches Kult- und Haus-
 gerät. III, 3.
 29. Y. Exotische Juden. I, 12.
 30. Th. Zlocisti. Die Haggadah von Mantua. IV, 4.

B. Illustrationen.

a) Typenbilder:

- Algier V, 5.
 Buchara I, 5; I, 6 (Jüdin mit Nasenring); III, 9.
 China I, 12.
 Gibraltar II, 9. Der Thoraschreiber von Israëls.
 Holland I, 11; I, 12; II, 1; II, 2; II, 5; II, 9. Rembrandtbilder.
 Indien (Cochin) I, 12.
 Jemen II, 5.
 Kaukasus I, 2; I, 5; I, 9; III, 3; III, 11.
 Litauen I, 3.
 Marokko I, 12.
 Palästina I, 8.
 Persien (Kurdistan) I, 9.
 Polen I, 9; II, 11 (Radierungen von Struck); IV, 4 (Coschell).
 Russland I, 8 und II, 5 (Zeichnungen von Kischinewsky); II, 1 (Kladt);
 II, 6 (Pasternak)
 Tripolis III, 2 (Bilder und Zeichnungen von Ismael Gentz).
 b) Genrebilder:
 Elsass V, 5. Zeichnungen von Levy.
 Holland II, 5 und V, 12 (Israëls); III, 7 (Stern).
 Litauen II, 9. Hochzeit von Trankowski.
 Marokko III, 4. Sabbatnachmittag von Lecomte-Dunouy.
 Polen II, 1 (Betende Juden von M. Gottlieb); II, 8 (Weinles); II, 10
 und IV, 10 (Hirszenberg); II, 12 (Strack und Stryowski); III, 9 (Kaufmann);
 IV, 4 (Coschell).
 Portugal IV, 5. Hochzeit von Picard.
 Russland I, 7 (Getaufte Jüdin von Pimonenko); III, 5 und V, 10/11
 (Schatz).

c) Feiertage:

- Laubhütten-Fest I, 9
 Neujahr I, 12. Taschlech von Stryowski.
 Passah (Haggadahill.) I, 3; I, 4; II, 4; IV, 4; V, 4.
 Schabuoth I, 6
 Purim I, 2; V, 3.
 Tischa b'Ab III, 8 (Horowitz)

d) Kult- und Hausgerät:

- III, 3; IV, 1 (Arbeiten von L. Horowitz.)

e) Synagogale Kunst:

- I, 4; I, 8, 10, 11; III, 5; III, 6.

f) Noten zu den Volksliedern V:

- Wer es kenn afn Fidele spielen — 1; Verlassen, Chassidisches Lied — 3;
 Hör nor du schön Mejdele — 4; Chazkele — 5; Chassidische Melodie — 7/8;
 Du Mejdele, du schejns — 9; Wiegenlied — 11/12.

Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, Jahrg. I, 1905
 verfolgt ganz andere Wege, die aber zum selben Ziele führen. Sie will nämlich
 auf rein wissenschaftlicher Grundlage, sozusagen zahlenmässig, die Selbst-
 erkenntnis und somit die Selbstachtung der Juden fördern. Der Inhalt des

ersten Jahrganges ist der beste Beweis für die Gediegenheit des Unternehmens und ist der jungen Zeitschrift ein erfolgreiches Fortwirken bestens zu wünschen. Auch hier finden wir einige Abhandlungen, die zu der Volkskunde in direkter Beziehung stehen.

1. Die Häufigkeit einiger jüdischer Namen. Heft 10. Eine Zusammenstellung auf Grund des von der jüdischen Gemeinde in Berlin im Jahre 1904 herausgegebenen Verzeichnisses ihrer wahlfähigen Mitglieder, deren Gesamtzahl 20103 beträgt. In bezug auf die Häufigkeit der Namen kann es wohl für ganz Nord- und Mitteldeutschland als typisch gelten. Am häufigsten ist der Name Cohn (oder Cohen, Cahen, Cahn, Coehn, Kahn, Kohn), den 604 Mitglieder, d. h. 3% der Gesamtzahl führen. Dann folgt Levy (Levi, Loevy, Lewi, Lewy, Loewi, Loewy) mit 343 Vertretern = 1,7% der Gesamtzahl, daneben Lewin (Levin) mit 179 Vertretern und Levysohn (Lewysohn, Lewisohn, Lewisohn, Lewinsohn, Lewinson, Levinsohn, Loevinsohn, Loevinson, Loewinsohn, Loewisohn) mit 75 Vertretern.

Von sonstigen biblischen Namen kommen vor: Simon 99 mal, daneben Simonsohn 22 mal; Salomon 92 mal, daneben Salomonsohn 8 mal; Abraham 68 mal, daneben Abrahamsohn 42 mal; Markus 67 mal und Marcuse 48 mal; Moses 64 mal; Joseph 61 mal und Josephsohn 16 mal; Jacob (Jakob) 48 mal, daneben Jacobsohn 108 und Jacoby 208 mal; Nathan 46, daneben Nathansohn 19 mal; Ascher 45; Israel 42; Aron 42, Aronsohn 21; Elias 34; Adam 32; Isaac 30, Isaacsohn 21; David 28, Davidsohn 47; Samuel 26 mal.

Von den von deutschen Städtenamen abgeleiteten Namen finden sich: Hamburger 40, Berliner 32, Posener 22 und Breslauer 18 mal.

Sehr häufig sind die Zusammensetzungen mit Gold, Silber, Blumen, Rosen. Namen mit Gold kommen 313 mal vor, darunter am häufigsten Goldschmidt — 92 mal; mit Silber 123 mal, am häufigsten Silberstein — 71 mal; mit Rosen 334 mal, am häufigsten Rosenthal (134) und Rosenberg (128); mit Blumen 121 mal, am häufigsten Blumenthal — 73 mal.

Von sonstigen Namen kommen besonders zahlreich vor: Wolf 187, Friedländer 161, Hirsch 132, Schlesinger 131, Heymann 127, Neumann 90, Stern 84 und Michaelis 78 mal.

Von den auch bei Christen häufigen Namen findet sich Meyer 222, daneben Mayer 27, Meier 2 mal, Maier garnicht; Schulze und Schultz je 1 mal, Schmidt 9 mal, Müller 41 und Lehmann 67 mal.

2. Die Karaiten in Russland. Heft 12. Nach der Volkszählung von 1897 wurden in Russland 12894 (6372 Männer und 6522 Frauen) Karaiten gezählt. Von diesen wohnten 12292 im europäischen Russland, 215 in Polen, 204 im Kaukasus, 128 in Sibirien und 45 in Zentralasien; 85% lebten in den Städten. Die meisten Karaiten zählt das Gouvernement Taurien (die Halbinsel Krim ist ihr alter Stammsitz), wo 6166 Seelen wohnen; dann folgt das angrenzende Gouvernement Cherson mit 2008 (darunter Odessa 1049) und das Gouvernement Wilna mit 576 Seelen. Unter den Männern sind 70% und unter den Frauen 50% des Lesens kundig. 9666 sprechen das Tatarische als Muttersprache, 2632 das Russische und 383 das Jüdische (? Ref.)

3. M. Fishberg. Beiträge zur physischen Anthropologie der nordafrikanischen Juden. Heft 11.

Der Verfasser, der als amerikanisch-jüdischer Anthropologe bestens bekannt ist, benutzte seine Europareise auch dazu, um den Juden von Algerien und Tunis einen Besuch abzustatten. Seine Untersuchungen an denselben werfen manches neue Licht auf einzelne dunkle Punkte der jüdischen Anthropologie und bestätigen im Allgemeinen die vom Referenten ausgesprochenen Vermutungen (s. unten 6.) Nach den Ziffern Fishberg's zu urteilen, unterscheiden sich anthropologisch die afrikanischen Juden von den europäischen in folgenden Punkten: 1) während die europäischen Juden kurzköpfig sind, zeigen die afrikanischen eine überwiegende Langköpfigkeit; 2) Die Blonden

sind unter den europäischen Juden sechsmal häufiger vertreten als unter den afrikanischen und 3) die auch in Europa seltene sogenannte Judennase ist in Afrika noch viel seltener.

4. B. Goldberg. Ueber die sprachlichen Verhältnisse der Juden Russlands. Heft 6 und 7.

Der Verfasser bespricht die sprachlichen Verhältnisse der Juden Russlands auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1897. Es hat sich herausgestellt, dass von den 5217805 russischen Juden 5063156, also 98%, das Jüdische als Umgangssprache sprechen. Es lässt sich aber auch andererseits konstatieren, dass die Verbreitung des Jüdischen nicht nur nach den Rayons verschieden, sondern auch die Zahl der nichtjüdisch sprechenden Juden ausserhalb des Ansiedlungsrayons überhaupt, und in den grossen Städten im besonderen ziemlich bedeutend ist. So beträgt die Zahl der nichtjüdisch sprechenden in Prozenten: in Nordwest-Russland 0,66; in Südwest-Russland 0,65; in Süd-Russland 3,61; in Polen 4,26; ausserhalb des Ansiedlungsrayons 5,2. Während die jüdische Bevölkerung des flachen Landes fast ausschliesslich jüdisch spricht, findet man nichtjüdisch sprechende in Prozenten: in Moskau 38,82; in Petersburg 24,88; in Warschau 15,67; in Odessa 10,5; in Lodz 6,5 und in Kiew 6,16.

Unter den nichtjüdischen Sprachen ist selbstverständlich das Russische am meisten verbreitet, ihm folgt das Polnische, das aber nur in den Grenzen des engeren Polens gesprochen wird. Viel weniger wird deutsch gesprochen, im ganzen Ansiedlungsrayon von nur 4302 Seelen. Seltsam ist für den Nichtkenner der Verhältnisse die Gruppe von 3542 Seelen tatarisch sprechender Juden; es ist ein vielleicht seit dem grauen Altertum in der Krim lebender jüdischer Stamm der Krimtschaken. Es gibt auch eine kleine nur 533 Seelen zählende Gruppe Litauer mosaischer Konfession.

Eigentümlich und auf den ersten Blick überraschend ist die Tatsache, dass es auch Nichtjuden gibt, die jüdisch als Mutterprache sprechen. Es sind „gewesene“ Juden, die noch den Mut hatten, ihre einstige Zugehörigkeit zum Judentum nicht zu verleugnen. Im Ansiedlungsrayon traf man nur 5366 solcher Personen, darunter 2451 Griechisch-Orthodoxe, 2054 Katholiken, 562 Lutheraner, 178 andere Christen und sogar 121 Mohamedaner; sie machen nur 0,11% der gesamten jüdischen Bevölkerung aus. Ausserhalb des Ansiedlungsrayons ist diese Gruppe etwa zwölfmal so gross (1,33%), da die Juden dort infolge der strengen Handhabung der Aufenthaltsgesetze zur Taufe förmlich genötigt werden.

Als Endresultat des Studiums der sprachlichen Verhältnisse stellt Goldberg folgende Sätze auf:

1) Unter der jüdischen Bevölkerung Russlands, die fast die Hälfte der Juden der gesamten Welt darstellt, besitzt die „jüdische“ Sprache oder schlechtweg der „jüdisch-deutsche Jargon“ eine überwältigend dominierende Bedeutung; ihrer bedienen sich als Mutter- und Umgangssprache 976 unter je 1000 Juden Russlands; nur 24 von 1000 weisen eine andere, nichtjüdische Muttersprache auf.

2) Wenn wir auf Grund der hier mitgeteilten offiziellen Ziffern einer staatlichen Volkszählung über den Grad der stattgehabten Assimilation der jüdischen Bevölkerung Russlands einen Schluss ziehen wollen, so müssen wir feststellen, dass die grosse jüdische Masse in Russland von einer solchen fast gänzlich unberührt geblieben ist und dass sie als einheitlicher nationaler Organismus aufgefasst werden muss. Die sprachliche Assimilation hat im grossen und ganzen nur einen ganz geringen Bruchteil der Juden Russlands (2,36%) berührt.

3) Die „jüdische“ Sprache, früher verächtlich als „jüdisch-deutscher Jargon“ bekannt, muss als Volkssprache der Juden Russlands angesehen werden.

5. R. Weinberg. Die transkaukasischen Juden. Heft 5. Zahl (34343), einige biostatische und anthropologische (nach Pantjuchow) Daten.

6. S. Weissenberg. Das jüdische Rassenproblem. Heft 5. Verfasser kommt auf Grund des vorhandenen jüdischen Schädelmaterials zu folgenden Schlüssen:

1) Die Schädel des Altertums sind fast durchweg langköpfig, während die des Mittelalters in drei Vierteln der Fälle kurzköpfig sind. Es hat eine totale Umprägung der Form stattgefunden, deren Ursache wohl in stattgehabter Mischung im grossen Massstabe zu suchen ist.

2) Die sephardischen Schädel zeigen eine bewundernswerte Einheitlichkeit des Typus, indem sie fast ohne Ausnahme langköpfig, während die Schädel der osteuropäischen Juden zur Hälfte kurzköpfig sind. Diese Kurzköpfigkeit steht mit denjenigen der mittelalterlichen Schädel wohl in irgend einem Zusammenhange.

Die beiden Schlüsse zwingen zu einem

3) Die höchst wahrscheinlich, wie auch alle Semiten, langköpfigen alten Israeliten kamen bei ihrer Zerstreung erstens in Berührung mit den Kurzköpfen des Kaukasus und des alpinen Europas und zweitens mit den Langköpfen des Mittelmeeres. Während die ersteren sich umformten, bewahrten die letzteren den alten Typus (s. oben 3).

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.